

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M., oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsühnung.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Tief am Moorrand kämpfte die Sonne sich mühsam durch die Morgenebel. In Ehlers' Hause saß die Familie beim Frühstück. Das Öllämpchen am Herdhimmel brannte noch. Es war so dämmerig, daß die Löffel kaum ihren Weg in die Schüssel mit Buchweizengrütze fanden. Außer dem Kratzen und Schaben dieser Löffel hörte man keinen Laut. Von dem gestrigen Tage war als Nachwehe bei den Familiengliedern eine böse Laune zurückgeblieben, die die schweigenden Menschen noch schweigsamer machte. Nur vertohlen stießen Margret und Wöpkel, die beiden Mägde, einander mit den Ellbogen, um sich auf die Klünderche aufmerksam zu machen, die in einem modischen, losen Morgenrock mit Kreppstreifen und einem zierlichen Schnepenhäubchen von Krepp prunkte.

Gerd saß in sich zusammengedrückt mit finstertroiger Miene und rührte kaum seinen Löffel.

Seine Schwester Sophie dagegen saß scheinbar unbefangen da mit lächelnden Lippen, mit rosigem Wangen — im Glanz ihres flatternden Blondhaars anzuschauen wie ein Stück lebendig gewordener Sonnenschein. Als Kort Ehlers' Blick auf sie fiel, fühlte er seinen Grimm schmelzen. Er legte den Löffel nieder und sprach zu Gerd:

„Lütsch' nich, Jung'. To'm Spahmaken heft du di nich den richtigen Dag utsöcht un oof nich de richtige Person. Aber mi schient, du heft dat in Unbedarvtheit (Unbedachttheit) dohn, un ik dräg di't nich wieter nah.“

Es zuckte in dem mürrischen Gesicht des Knaben. Langsam schlug er die Lider auf. Als er in den Augen des Oheims ehrliches Wohlwollen las, ging der Schimmer eines Lächelns durch seine Züge. „Es ist auch nur gekommen, weil ich im Tischkasten das wunderschöne Stück Kreide fand.“ Eine fröhliche Regsamkeit war jetzt in ihm. „Ich darf raus, nich wahr? Das is bei euch so — so besonders.“

Kort Ehlers stand auch auf. Der Todesfall hatte die Familie mit der Arbeit in Mitleidenschaft gebracht. Das mußte jetzt eingeholt werden. Die Frauen banden die blauen Schürzen vor und nahmen die Kopftücher um. Nur die Bäuerin und die junge Schwiegertochter Korts, deren Bibbchen erst sechs Wochen alt war, blieben bei der alten Frau Ehlers, um das Vieh zu besorgen und das Essen zu kochen.

Trina ging in den Garten. Langsam schritt sie die schnurgeraden Wege unter den Obstbäumen auf und ab. Hier hatte sich seit ihrer Kindheit nichts



Ein Bubenstreich.

Gemälde von R. E. Chocarue-Moreau.

verändert. Wie eine struwelige Pelzmütze sah das Strohdach noch immer auf dem alten Haus. Die Äpfel blinkten rot wie damals durch das herbstfahle Laub. Die Blumen auf den Rabatten sanken in sich zusammen, verkümmert in Käse und Wind, dunkelrote Georginen, späte Astern, entblätterte Rosen, Dill und Lavendel. Aber der Weiß- und Braunfohl standen fett und breitspurig aufrecht, denn nun kam ihre Zeit. Und die hohen Stangenbohnen reckten sich wie eine grüne Wand über den welken Baumblättern, die den Boden bedeckten. Nichts hatte sich verändert, außer: sie selbst — die das langschleppende, städtische Gewand aufrassend, im spitzenbesetzten Umhang steif die Wege wandelte, auf denen sie im hausgewebten Leinenkleidchen als munteres Kind umhergesprungen war. Sie war alt geworden. Mit einem bitteren Gefühl empfand sie's der unveränderlichen Jugend der Dinge gegenüber.

Sophee trat zu ihr. Sie lächelte jetzt nicht mehr. „Mama, wie lange bleiben wir eigentlich noch hier?“

„Wie meinst du das?“

Das Mädchen schmiegte sich an sie. „Ich hab' Sehnsucht nach Haus, Mama. Ich hab' solche Sehnsucht.“

Trina strich ihr die Locken aus dem Gesicht. „Ich glaub's, mein Liebling. Du passiest ja auch nicht hierher. Wir alle nicht. Es ist kein Fortschritt in den Leuten hier. Arbeit vom Morgen bis zum Abend, und hinter dem Dorf hört die Welt auf. Ich hab' euch anders erzogen, Herzchen. In mir war von Kleinauf das Streben: hinaus, hinaus! — Aber nicht wahr, mein Mädchen möchte doch gern eine hübsche Aussteuer haben? Und Bruder Gerd soll auf die Akademie. Ich lasse die Gaben und Talente meiner Kinder nicht verkümmern. Wenn es sich um eure Zukunft handelt, da ist mir keine Mühe zu viel. Aber ihr müßt auch lieb und klug sein, Kinder, und mir's nicht verderben, verstehtst du?“

In Sophees Augen trat ein nachdenklich verständnisvoller Ausdruck. „Muß denn Unfel Kort dir das Geld nicht so wie so geben? Du bist doch auch Großpapas Tochter.“

„Kind, das ist hier nicht wie in der Stadt. Geld in Staatspapieren und Aktien haben die Leute hier wenig, und einen Hof kann man nicht in Stücke schneiden. Der Acker schöpft das Fett ab, und mit der Abfindung der anderen ist das ein verwickeltes Ding, besonders wenn eine schon wie ich einen Teil vorausbekommen hat. Unfel Kort gilt ja für einen Ausbund von Ehrlichkeit. Aber wo es um Mein und Dein geht, da trau ich meinem leiblichen Bruder nicht. Da bleib ich am Platz und halte die Augen offen, in aller verwandtschaftlichen Liebe, verstehtst du.“

Sophee seufzte. „Wenn die Buchweizengrüße nur nicht so glücklich wäre! Ich muß immer an Kleister denken. Ich halt's aber schon aus. — Bekomm ich denn auch blauen Seidenamast für die Möbeln, Mama?“

„Alles, mein Kind, was dir gefällt.“

„Und eine Gastrone mit Kristallblumen, bitte! — Du, Mama, warum hat Alheid eigentlich nicht geheiratet?“

„Oh, die mag wohl noch heiraten. — Die ist ja erst siebenundzwanzig Jahre alt. Hier heiraten die Mädchen spät.“

„Du hast aber doch früh geheiratet, Mama — warst du hübsch, Mama?“ fragte Sophee. Sie sah ihre Mutter zweifelnd von der Seite an. Mit ihrer vorjpringenden Nase und der zurückstehenden Stirn, mit dem um die abfallenden Schultern schlotternden Kragen, dem mager und nackt daraus hervorragenden Hals und dem watschelnden Gang erinnerte Frau Trina auffallend an eine Truthenne, die ihre Küken ipazieren führt.

Sie zog es vor, der Tochter Frage nicht direkt zu beantworten. „Deinem Papa hab ich gefallen,“ erklärte sie mit würdiger Einfachheit, wenn auch nicht ganz wahrheitsgemäß, denn die gute Mitgift, die der alte Ehlers seiner Tochter auszahlte, hatte Herrn Klünder's noch bedeutend besser gefallen.

Sophees Gedanken waren schon weitergeeilt. „Findest du Alheid hübsch, Mama?“

„Bei ihrer harten Arbeit altern die Mädchen hier früh,“ antwortete Frau Trina. „Aber die Burfchen sind an ihre braunen Holzgesichter gewöhnt. Sie sehen ja nie andere Frauen.“

„Wenn sie andere sähen, so würden sie vergleichen, nicht wahr, Mama?“

„Um Alheid haben sich schon eine ganze Menge beworben,“ fuhr Trina fort. „Aber sie hat ja wohl eine Liebe. Großmutter deutete sowas an. Schon seit Jahren wartet sie auf den Menschen. In diesen Tagen wird's wohl richtig werden.“

„Eine Liebe — Alheid? Wer ist das? Wie heißt er? Bitte, Mama, liebe Mama, das müßt du mir sagen.“

„Laß Alheid aber nicht merken, daß du davon weißt. Hier wird ja mit den einfachsten Dingen geheim getan. Janfredrik Holm schreibt er sich.“

„Janfredrik Holm,“ wiederholte Sophee langsam. — „Und lieb haben soll sie den? — Ich glaub's nicht, Mama. Die Leute im Moor können gar nicht liebhaben.“

„Das bilde dir ja nicht ein. Die Leute sind wie ihr Land. Das sieht auf den ersten Blick auch fast dumm aus vor Harmlosigkeit, mit seinem Heidekraut und seinen Birken. Dabei hat's schon Pferde und Reiter eingeschluckt ohne Spur. Die Gefühle schwingen sich hier nicht in die Höhe, aber sie gehen in die Tiefe. Sie gehen sehr tief. Ich kann euch Kinder nicht genug warnen. Macht keine Dummheiten. Was in Hamburg ein Spaß ist, ist bitterer Ernst hier.“

„Kein Land zum Lachen,“ wiederholte Sophee Brüns Worte. Und dann lachte sie hell. „Nicht lachen, Mama, das ist ja, als wär' ich tot.“

„Du sollst lachen, Liebling. Dein ganzes Leben sollst du lachen. Nur hier nimm dich zusammen. Da seh' ich Großmutter aus dem Haus kommen. Ich muß zu ihr.“

Es zog Sophee nicht zu der alten, traurigen Frau, deren Gemurmel sie kaum verstand. Sie blieb im Garten.

„Janfredrik Holm —“, wiederholte sie noch einmal nachdenklich.

Dicht an der Hecke stand ein schiefgewachsener Birnbaum, dessen Stamm sich an einer Stelle zu einer Art Sitz verkrümmte. Sophee schwang sich hinauf und huschelte sich in die Krümmung wie auf ein Sofa. Sie öffnete ihr Kleid, zog ein goldenes Ringlein, das sie an einer Schnur um den Hals trug, hervor, küßte und streichelte es. Dann lag sie still, in die Sonne blinzelnd. Wie Volkenschatten über das Moor fliegen, wechselte in ihrem Gesicht der Ausdruck strahlender Glückseligkeit mit dem finsterner Bosheit.

Einmal richtete sie sich auf. Alheid kam vom Kartoffelacker, die Hand auf der Schulter. Sie blieb stehen, beschattete die Augen mit der Hand und spähte scharf nach Westen. Im äußersten Westen lag Janfredrik's Hof. Im äußersten Westen regte sich ganz klein die Gestalt eines Mannes. Sophee sah's, und ihre Augen funkelten. Einen Zweig umklammernd, duckte sie sich fest auf den Stamm des Birnbaums. Die ferne Gestalt verschwand im Tannenbusch. Alheid ging vorüber zum Haus.

Auch Kort Ehlers kam jetzt schweren Schrittes heim, die Knechte, die Mägde. Es mochte Mittag sein.

„Sophee! Sophee!“ Klang Trinas schrille Stimme durch den Garten. Sophee glitt von ihrem Sitz herab, steckte das Ringelchen weg, zupfte ihr Kleid zurecht und ging ins Haus.

Man sah schon zu Tisch. Als Lehker kam atemlos Gerd. Den Hut trug er in der Hand, Moorerde klebte an seinen Stiefeln. Er hatte Wunder gesehen. Einen Dornenstiege hatte er entdeckt, im Birkenbusch — lauter winzig kleine Birken und so gelb wie Gold — hatte er Birkhühner aufgeschreckt. Er wußte auch ein Elsternest. Und dann die Häuser mit den Pferdeköpfen und die Luft sogar, das Licht! So was

gab's gar nicht mehr! Und hatte die Tante nicht ein Einmacheglas für ihn? Aber ein recht großes? — Er lüpfte einen Zipfel des Taschentuches über seinem Hut und wies eine Ringelnatter, die er gefangen hatte.

„Du mußt nicht schlecht von meinen Kindern denken, Kort,“ sagte Trina, „weil sie sich noch kein bißchen nützlich bei euch gemacht haben. Ich habe sie wirklich zum Fleißigsein erzogen. Aber es ist ihnen hier alles noch zu neu.“

Korts Frau, Gesche, nickte Gerd freundlich zu. „Mien Jung', wenn di dat hier man Pläster maht. En Kist' vor dien Srafe schallst hebben.“

Gleich nach dem Essen stob der ganze Hausstand wieder auseinander. Sophee nahm ihren Sonnenschirm und ging ins Moor. Sie kam erst zurück, als die Sonne hinter einer violetten Wolkenbank versunken war, die Kleidung ein wenig durchfeuchtet von den aufsteigenden Nebeln, aber wie leuchtend von einem inneren Feuer, so daß die jungen Vettern sie in einem jähen Aufwachen ihrer Sinne anstarrten und Kort zu Trina sagte: „So'n fixen Wicht as dien Sophee hebb ic noch gor nich sehn.“

Nach Feierabend trat Alheid öfter auf die Schwelle des Hauses und sah erwartungsvoll die lange Dorfstraße am Kanal hinunter. Einigemal ging sie sogar den Pfad bis zur Kanalbrücke unter dem Vorwand, Ekvorräte in das zur Abfahrt fertige Dorfschiff zu bringen.

„Erwartest du jemand?“ fragte Sophee, die sie vergnügt beobachtete.

„Nee, lauern tu ich auf kein' . . .“ antwortete Alheid trozig.

Die kleine Stube begann sich zu füllen. Nachbarn kamen, reife Männer zu Kort, Jünglinge zu seinen Söhnen, alle mit langen Pfeifen oder die Zigarre im Mund. Es ward so eng, daß die Frauen mit ihren Spinnrädern bei der Feuerstätte auf dem Flett blieben. Der Hausherr schenkte kleine Schnäpse ein. Sophee trug leere Gläser herzu und reichte die gefüllten herum. Die jungen Burschen aber meinten, daß mehr Licht von ihr ausgehe als von der Öllampe, die am Deckenbalken schaukelte. Sie vergaßen zu rauchen, so oft sie an ihnen vorüberging.

Trina erzählte unterdessen ihrer Mutter und Schwägerin von ihrem Leben in der Stadt, eintönig wie der Tropfenfall eines Regenschauers. Gesche, die das Fieber schüttelte, antwortete: „Oha“ und „Djiau“, und Mutter Ehlers, eingekullt durch die Gleichmäßigkeit des Geplappers, nickte in ihrem Sessel.

Aber hinter der vorspringenden Wand des Pferdestandes versteckt, hockte auf einem Schemel Gerd, schielte um die Ecke in die offene Stubentür und kritzelte im Halbdunkel in sein Skizzenbuch. Seine Finger standen nicht still, und seine Wangen brannten. Er mußte diese Gesichter haben! Er mußte dies Flett haben mit seinem glimmenden Torffeuer, dem Öllämpchen am Herdhimmel, mit den mattblinkenden Zinnschüsseln an der Wand, den bemalten Truhen, den spinnenden Weibern. Ach, er würde ja nie Zeit haben, all' das festzuhalten, was hier seinen Stift lockte.

Als Sophee aus der Stube kam, stand Alheid wieder in der halb offenen Haustür und starrte in die Nacht hinaus. Janfredrik war nicht gekommen. —

Am Sonnabend war Spinnstube bei Meier-Clüvers. Nach dem Abendessen nahmen junge und alte Frauensleute bei Ehlers ihre Spinnräder. Die Knechte und ledigen Burschen steckten die blauen Strickstrümpfe in die Taschen ihrer blauen Leinwandfittel. Auch Kort Ehlers machte sich, die lange Pfeife im Mund, auf den Weg, er pflegte an solchen Abenden eine Partie Sechshunderts mit dem Schullehrer zu spielen.

Meier-Clüvers Haus war das älteste in Schmalenbeck. Seine Fachwerkwände warfen sich schon gefährlich in die Brust. Der Türbalken hing so tief und so schräg, daß ungebückt kein zwölfjähriges Kind über die Schwelle konnte. Und alle

Flächen und Pfeiler im Innern waren wie schwarz lackiert von zweihundertjährigem Torfrauch. Die weißen Stellen im Fell der Kühe hatten die Farbe gut angerauchter Meerschaaumstücke, und die Eier, die Meier-Clüvers Hühner legten, waren bräunlich wie Möncheier, nur ohne Sprengeln. Trotzdem galt die Familie für robust, und der alte Hilmer Meier-Clüver war dem Fremden grob geworden, der ihm geraten hatte, einen Schornstein zu bauen. „Roof ist got. Die bietet (beißt) dat Blut gesund.“

In der winzigen Stube saßen beim Hausherrn der Vorsteher, der Lehrer und ein paar schwer reiche Nachbarn. Einige spielten Karten. Andere rauchten.

Aber auf dem Flett und die ganze Diele hinunter bis zu den Kühen und Pferden saßen die Spinnenden, beim Feuer die alten Frauen, die Dirnen weiter zurück, immer nach Rang und Würde, die Bauerntöchter erst, dann die Mägde, und hinter den Spinnenden auf Schemeln hockten die Burschen, trieben heimlich Scherz und Neckereien mit ihren Liebsten, während eine der ehrsamten Frauen, Mutter Klisch oder oll Len Puwogel, eine der grauslich schönen Geschichten erzählte, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Spinnstube zu Spinnstube sich forterben: vom Zauberer Drchis, der die Heideblüten zählen muß bis zum ersten Hahnenstrei, oder von der schwarzen Lies, die nächtlich als Hase durch das Moor streift, und die der Jäger mit keiner Kugel, nur mit Erbsilber treffen kann.

Auf Janfredriks Antrieb waren auch er und Brün Lorenzen heut zur Spinnstube gekommen. Janfredrik hatte in diesen Tagen mehr „nach innen gedacht“, wie er's vor sich selbst nannte, als seit Jahren, und er fühlte sich zermüht davon wie von überreicher Arbeit. Er war bis jetzt immer mit sich im reinen gewesen, mußte klar, was er wollte. Wie konnte es geschehen, daß ein rosiges Gesicht, das schön und nutzlos wie ein Schmetterling ihm vorübergeglitten war, ein langjähriges Wollen in ihm ablenkte und lähmte?

Seit der Stunde, da er ins Moor hinuntergestiegen war, hatte es für ihn festgestanden, daß er einmal Alheid, des Vorstehers Tochter, heimführen werde. Sie war das Erste gewesen, was in der neuen Heimat ihn grüßte. Am Brunnen stand sie, und da die beiden Einzighenden dürstete, füllte sie mit der Schöpfstelle aus dem vollen Eimer und ließ sie trinken. Janfredrik aber, dessen Lieblingsbuch die Bibel war, dachte an Eleasar, wie er Rebekka am Brunnen trifft, und er war überzeugt, daß diese die ihm vorbestimmte Frau sei.

Sie kamen spät, und das lag an Brün, dem heut kein Mittel fein genug war, und der einen Hemdtragen einknöpfte, als wär's Sonntag.

Als sie eintraten, war das alte Haus voll von Menschen wie ein Bienenkorb voll Immen. Sie mußten scharf Umschau halten, im blauen Rauch, um sich zwischen dem Mädchenstolz zurechtzufinden. Wichtig! Da in der ersten Reihe der Ledigen saß Alheid. Ein Lichtschein fiel auf ihr strenges Profil, beleuchtete die regelmäßigen und unbeweglichen Züge, in denen ein Ausdruck erster Wehmut wie eingeschnitten feststand. Sie hielt den Kopf gesenkt, die Lippen geschlossen. Ihr Rad kreiste ohne Last, ohne Last drehten die Finger den Fäden.

Janfredrik wurde das Herz warm. Die da gehörte doch zu ihm mit ihrem geduldigen Schaffen, ihrem jähen, stillen Wollen, dem schlichten, ehrlichen Gefühl, das wie das braune Wasser des heimischen Kanals nicht brauste und schäumte in Frühlingübermut, aber auch nicht versiegte in Sommerhitze. So brauchte er die Frau, die Gefährtin, so einzig konnte sie ihm taugen. Die Schwere, die ihr anhaftete, das Unbehilfliche und Farblose, das ihn mit rätselhafter Trauer erfüllte, das gerade verbürgte ihm sein Glück. Es waren gleichsam die Füße, auf denen jedes Ding stehen muß, das in der Wirklichkeit, nicht nur in der Vorstellung überhöhter Phantasie

seinen Platz behauptet. Ja, er würde um Alheid Ehlers werden. Heut brachte er's zu Ende.

Er nahm einen Schemel und setzte sich hinter sie. Ihm ward wohl, wie er schweigend sah, während am Herdfeuer Mudder Flinsch ein ihm längst bekanntes Märchen ausspann und Alheids Blondhaar seine Wange streifte, so oft sie den Kopf ein wenig wandte, ihre festknöchigen Schultern die seinen berührten. Ein Heimatgefühl kam über ihn, die Ruhe, die er seit Tagen vergebens suchte.

„Alheid,“ flüsterte er.

Sie neigte den Kopf tiefer, ohne zu antworten.

„Mien leuwe Dorn.“ Seine harte Arbeitshand schob sich vor, hielt die spinnenden Finger fest. Da riß der Faden.

In diesem Augenblick ließ er zusammenschredend seine Hand sinken. Eine Stimme wurde laut, eine Stimme, deren Klang in seinem Ohr schliefe, die er herausgehört hätte aus allen Stimmen der Welt.

Oben am Feuer stand Sophee. Im Strahl des Lämpchens am Herdhimmel flimmerte ihr Haar. Die Augen aber leuchteten in ihrem eigenen Licht. Sie leuchteten ihm gerade ins Herz.

Und sie sang. Kein Lied, wie die Dirnen es in den Spinnstuben singen, kein Lied, wie es die fromme Gemeinde in Grassdorf sang. Und auch im Theater, das Janfredrik von seiner Soldatenzeit her kannte, hatte er solch Singen nicht gehört. Aus den Tönen klang ihm wieder, was ihn bewegt hatte in diesen unruhigen Tagen, was er in Worte nicht fassen konnte, die Ahnung von etwas in der Welt, von dem er nicht gewußt hatte, die Sehnsucht danach, eine wild gierige Sehnsucht, die Veräurtes nachzuholen braunte, von der er nicht geglaubt hatte, daß sie einen in sich gefesteten Mann ergreifen könnte. Und Verzweiflung und wilde Hoffnung und ein tropiges Wollen gegen alles, was bisher Gesetz gewesen war, das Begreifen eines Wertes, der über alle Werte ging. Zu jedem einzelnen Ton hätte er nicken mögen Ja! Ja! Wahr! Wahr! Er wunderte sich nur, wie man das hinaus-schreien konnte in die Welt, dies Tiefste, Geheimste, und doch war es ihm Befreiung, daß für ihn, dessen Junge zu ungelentf dazu war, die droben diesen Aufschrei fand.

Als das Lied aus war, wußte er nicht mehr, daß Alheid neben ihm saß.

Da hörte er sie sprechen: „Driest is de Wicht. Dat is wöhr. Schemieren doht de sik oof nich en Büschen.“ Es klang bitter, altjüngferlich. Es tat ihm weh. Er wollte es nicht hören. Er sah starr auf Sophee, die langsam daherkam durch die Reihen, gerade auf ihn zu.

„Schönen guten Abend, Herr Holm, Sie sind ja spät gekommen.“

„Ist heff Sie noch hört,“ sagte Janfredrik.

„Und die ganze Woche haben Sie sich nicht sehen lassen. Wir haben jeden Abend auf Sie gewartet, nicht wahr, Alheid?“

Alheid preßte die Lippen zusammen und wandte stumm das Gesicht weg.

„Do ward Se veel an gelegen sien, of sökk en Buur as ik kamen deicht oder weglifft,“ antwortete Janfredrik.

Sophee beugte sich vor, sah ihm dicht ins Gesicht. „Wie Sie das sagen! Und was Sie für ernste Augen haben. Sie halten gewiß auch Lachen für eine Sünde, wie meine Tante.“

„Aee, nee, dat nich. Wör Se nich. Se mag ik giern lachen hörn.“

Da sing Sophee an zu lachen, hell und grundlos. Und wie sie ihre funtensprühenden Locken schüttelte, die weißen Zähne zeigte, das Näschen kraus zog, mußte Janfredrik auch lachen und konnte nicht wieder aufhören, nachdem er einmal angefangen hatte. Das Lachen war ihm Befreiung, wie vorhin des Mädchens Gesang. Sie lachten beide einander an, steigerten sich, warfen die Köpfe zurück vor Vergnügen, während Alheid mit blaßem, finstern Gesicht aufstand und sich wegsetzte. Janfredrik merkte es nicht einmal.

„Worüm lacht Se?“ fragte er, als er endlich zu Atem kam.

„Sie haben ja auch gelacht, Herr Holm.“ Sie legte zutraulich ihre Hand auf seinen Arm. „Sie lachen sogar sehr hübsch. Es steht Ihnen gut. Ich glaube, Sie sind gar nicht so streng, wie Sie aussehen.“

Er konnte nichts sagen, so lange ihre Finger ihn berührten. Das Blut stieg in sein braunes Gesicht, stieg ihm bis in die Augen, die unverwandt an ihr hingen.

„Jetzt sehen Sie aus, Herr Holm, als wünschten Sie sich im stillen etwas. Sagen Sie's gerad heraus. Vielleicht gefällt's mir, Ihnen einen Gefallen zu tun.“

„Denn singen Se noch mol — een eenzigtes Mol,“ stieß Janfredrik heraus. Er würde ja nie den Ausdruck finden für das, was er empfand. Aber ihre Stimme würde es sagen.

„Mögen Sie mich denn singen hören?“

„Jo. Jo.“

Sie gab ihm einen leichten Schlag. — „Weil Sie so hübsch mitgelacht haben. Wenn ich singe, das ist nämlich mein Ernst.“

„Dat weet ik.“

Sie sang. Wieder solch fremdes Lied mit all dem Fremden und ihm doch so Vertrauten in ihrer Stimme, dem Unsagbaren, von dem er nie gewußt hatte bis heut und an das er glauben mußte, weil er's fühlte. Während sie sang, sah sie ihn an, immer ihn. Er sah andächtiger als je in der Kirche und trank die Töne in sich, das Neue, Unheimliche, vor dem er sich fürchtete, und das ihn doch übergewaltig lockte. Er fühlte, wie sich ihm das Herz in der Brust wandelte bei ihrem Sang.

Als das Lied aus war, sagte Mutter Meier-Clüvers Feierabend an. Vielleicht schloß sie absichtlich ein wenig zeitiger als gebräuchlich die Spinnstube. Die Burschen saßen mit roten Köpfen und stieren Augen. Sie hatte auch zwei dabei. Und die Dirnen sahen getränkt drein. Meier-Clüvers' Mutter war nicht fürs Neumodische. Solch verrückte Lieder, wie Trina Ehlers' ihre Älteste sang, wollte sie bei sich nicht aufkommen lassen.

In ernstem Gespräch wandelten die Väter heim, die jungen Leute zu Paaren. Die Burschen begleiteten die Mädchen, jeder seines. Und jedes Paar ließ einen breiten Zwischenraum zwischen sich und dem nächsten, damit sie einander nicht störten. Die Dorfstraße war so dunkel, wie nur ein laternenloser, rechts und links von dichten Baumkammen beschatteter Weg sein kann. Hätte nicht der Mond ab und zu durch Wolkensegen gelugt, die Heimkehrenden hätten sich von Birkenstamm zu Birkenstamm tasten müssen, um nicht in den Kanal zu laufen.

Alheid wartete auf Janfredrik. Sie verzehrte sich in Sehnsucht, noch ein gutes Wort von ihm zu hören nach dem schlimmen Abend heut. Aber der war nicht seine Schuld. Sie wußte, von wem all das Unheil kam, unter dem er wie sie litt. Mit Befriedigung nahm sie wahr, wie alle Schmalenbecker Burschen sich um Sophee drängten. Da würde Janfredrik Ruhe finden zu der Frage, die er an sie tun mußte.

Er kam. Im ungewissen Mondlicht erkannte sie doch seine breitschulterige Gestalt, seinen wiegenden Gang. Langsam, mit feierlicher Entschlossenheit kam er auf sie zu. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Da huschte ein Schatten über das mondbeschienene Fleckchen, das sie und ihn noch trennte, ein Arm hing sich fest in ihren.

„Nein, nein, nein, meine Herren. Es tut mir leid. Aber aus dem Begleiten wird heut nichts. Feierabend. Heim gehen wir Frauen ganz sittsam miteinander. Tante Alheid würde sonst schelten. Nicht wahr, Tante Alheid?“

Alheid sah Sophee ins Gesicht. Im Mondschein meinte sie ihre Augen in boshafter Freude flimmern zu sehen.

Als sie in Zorn, in aufflammendem Haß schwieg, fragte Sophee harmlos: „Oder bin ich dir lästig, Alheid? Dann mußt du's sagen.“

„Aee,“ stieß Alheid hervor, „ich wunder mich man bloß.“



Hans Jentsch
1905

Copyright 1905 by Frau Hanfstaengl

O alte Burschenherrlichkeit ... !
Gemälde von H. Jentsch.

„Vorüber wunderst du dich denn?“
 „N hab' das noch nich wußt, daß du vor en Mannsbild
 weglopf.“

Zanfredrik war jezt heran. Schweigend ging er neben
 den beiden. Sophie ließ Alheids Arm nicht los, obgleich sie
 lebhaft plauderte, nach vorwärts, nach rückwärts, zur Seite.
 Wie das Girren der Holztauben klang leise, unaufhörlich ihr

Lachen durch die Nacht, ein Laut der Freude, in der tief
 geheimnisvoll Schmerz lauert.

Zanfredrik hörte nichts als dies weiche, lockende Lachen. Und
 das Wort, das zwischen ihm und Alheid schwebte, das des
 Mädchens im verwaisten und verödeten Vaterhause vereinsames
 Herz sehnsüchtig zu hören begehrte, das große Wort wurde auch
 heut nicht gesprochen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in die Welt der Kometen.

Von Prof. Dr. Herm. J. Klein.

Der Sternenhimmel bietet dem beschauenden Auge seit den
 frühesten Zeiten der Menschheit im wesentlichen stets den
 gleichen Schmuck. Mächtig zieht das Heer der Ge-
 stirne lautlos seine Kreise, der Mond wechselt seine Gestalt
 heute wie zu der Zeit der Babylonier, und die Planeten voll-
 führen ihre verschlungenen Bahnen genau so, wie es schon ge-
 schah, als der Urmenich mit den wilden Tieren des Waldes
 um sein Dasein kämpfen mußte. Aber von Zeit zu Zeit
 tauchen doch am nächtlichen Himmel Erscheinungen auf, die
 nach kurzer Dauer wieder verschwinden und eben dadurch sinn-
 fällig den großen Gegensatz bekunden, in dem sie zu den
 übrigen Himmelskörpern stehen. Für das Volksbewußtsein sind
 es vorzugsweise die Kometen, deren Auftreten die Ruhe des
 Himmels stört. Deshalb ist es erklärlich, daß die Menschen
 durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die neuere Zeit stets
 fragten, was ein sichtbar gewordener Komet zu bedeuten habe,
 wobei sie zunächst die eigene Person oder die nähere Umgebung
 im Auge hatten. Erst die Naturwissenschaft hat das Törichte
 dieser Fragestellung nachgewiesen und gelehrt, daß die Be-
 deutung eines Kometen für uns in der Erforschung seines
 Wesens besteht.

Es ist schon eine ziemliche Reihe von Jahren verflossen, seit
 zum letzten Male ein großer Komet, der aller Augen auf sich zog,
 am Himmel stand. Im vergangenen Jahrhundert zeigten sich
 solche in den Jahren 1811, 1843, 1858, 1880, 1882, im acht-
 zehnten Jahrhundert nur zwei (1764, 1769), im siebzehnten
 vier (1618, 1664, 1668, 1690), so daß also im Verlauf
 von drei Jahrhunderten kaum ein Duzend großer Kometen
 augenfällig geworden sind. Um so größer ist freilich die An-
 zahl der während dieser Zeit sichtbar gewordenen lichtschwachen
 Kometen, besonders derjenigen, die nur mit Fernrohren gesehen
 werden konnten. Ihre Anzahl beziffert sich auf mehr als 400,
 und nur ausnahmsweise vergeht ein Jahr, in dem nicht
 wenigstens ein teleskopischer Komet sichtbar würde. Die Ge-
 samtzahl der jederzeit durch das Sonnensystem schweifenden
 Kometen muß daher beträchtlich sein, ja, der berühmte Kepler ver-
 glich sie schon vor 300 Jahren mit der der Fische im Dzean.
 Das ist jedenfalls etwas überschwenglich, allein man hat Gründe,
 ihre Anzahl immerhin auf viele tausend zu schätzen.

Bei weitem die meisten Kometen traten unangemeldet in
 unseren Gesichtskreis, einige strahlten fast plötzlich in der Nähe
 der Sonne auf, andere, die zuerst im Fernrohr als schwache
 Nebelwölkchen aufgefunden wurden, nahmen allmählich an
 Helligkeit zu, aber alle verschwanden nach wenigen Monaten
 in den Tiefen des Weltraumes, aus dem sie gekommen waren.

Kaum sind drei Jahrhunderte verflossen, seit man begonnen
 hat, die Kometen als wirkliche Weltkörper zu betrachten, die
 sich weit außerhalb der irdischen Atmosphäre bewegen; kaum
 zwei Jahrhunderte, daß man wagte, die Rückkehr eines be-
 stimmten Kometen vorauszusagen, und kaum ein halbes Jahr-
 hundert, seit man die wahre Weltstellung und Beschaffenheit
 dieser Himmelskörper genauer erkannt hat.

Soweit menschliche Aufzeichnungen reichen, sind vielleicht
 tausend Kometen sichtbar geworden, aber bei weitem die meisten
 davon stiegen nur einmal aus der Tiefe des Weltraumes in
 die Nähe der Sonne herab, um sich dann auf Nimmerwieder-
 fehr zu entfernen. Nur wenige bewegen sich in geschlossenen,

sehr länglichrunden (elliptischen) Bahnen um die Sonne und
 werden, wenn sie dieser und zugleich der Erde nahekommen,
 nach Jahr und Tag für uns wieder sichtbar. Man nennt sie
 deshalb periodische Kometen, und sie sind als solche Glieder
 unseres Sonnensystems. Während aber die Erde und sämt-
 liche übrigen Planeten seit Millionen von Jahren, d. h. seit
 Entstehung unseres Sonnensystems, diesem angehören und auch
 in Zukunft dauernd dessen Bestandteile sein werden, ist es
 mit den periodischen Kometen nicht ebenso. Die meisten, viel-
 leicht alle ohne Ausnahme, sind vielmehr nur vorübergehend
 dessen Bestandteile, ja von einigen läßt sich die Zeit an-
 geben, wann sie ihre geschlossene Laufbahn um die Sonne an-
 getreten haben und wann sie diese wieder verlassen werden.
 Gesehen haben menschliche Augen diesen Vorgang in keinem
 einzigen Falle, aber die astronomische Rechnung beweist die
 Tatsache, und wer genügendes Verständnis für den mathema-
 tischen Teil der Astronomie besitzt, ist von der Richtigkeit dieser
 Schlußfolgerung so fest überzeugt, als wenn er Augenzeuge des
 Vorganges gewesen wäre. Für das Verständnis des Laien
 kann man die Sache in folgender Weise verdeutlichen. Die
 Kometen bewegen sich, aus dem unermeßlichen Weltraum kommend,
 in der Richtung auf unsere Sonne zu, und dabei nimmt ihre
 Geschwindigkeit in dem Maße, als sie der Sonne näherkommen,
 immer mehr zu. Die größte Geschwindigkeit besitzen sie, ebenso
 wie die Planeten, in dem Punkte ihrer Bahn, in dem sie der
 Sonne am nächsten sind, über diese hinaus entfernen sie sich
 wieder von der Sonne, und ihre Geschwindigkeit nimmt jezt in
 dem nämlichen Verhältnis ab, wie sie vorher zugenommen
 hatte; sie kehren in den Weltraum zurück, weil die Anziehung
 der Sonne nicht stark genug ist, sie festzuhalten. Würde die
 Geschwindigkeit eines solchen Kometen durch irgend eine fremde
 Einwirkung um einen gewissen Betrag gehemmt, so könnte er
 nicht mehr in den Weltraum zurückkehren, sondern würde in
 einer geschlossenen Bahn die Sonne dauernd umkreisen.

Derartige Einwirkungen können von den Planeten aus-
 geübt werden, hauptsächlich von deren größtem, dem Jupiter,
 aber auch von den anderen großen Planeten, besonders
 dann, wenn ein Komet diesen sehr nahe kommt und sich in
 der gleichen Richtung wie der Planet bewegt. Die Eroberung
 eines Kometen für das Sonnensystem ist also eine wirkliche,
 wörtlich zu nehmende Tatsache; aber ebenso gewiß ist, daß die
 so gewonnenen Kometen nach einer gewissen Zahl von Um-
 läufen wieder aus dem Sonnensystem entfernt und in den
 Weltraum abgelenkt werden können. Man sieht leicht ein, daß
 dieses der Fall sein wird, wenn ein solcher Komet zu dem
 störenden Planeten in solche Stellung kommt, daß dieser nun-
 mehr durch seine Anziehung die Geschwindigkeit des Kometen
 um ein bestimmtes Maß vergrößert. Der erste Fall dieser Art,
 der sich den Astronomen darbot, wurde bei dem Kometen des
 Jahres 1770 nachgewiesen. Dieser hatte eine Umlaufzeit um
 die Sonne von ungefähr sechs Jahren, allein er erschien nie-
 mals wieder. Die genaue Untersuchung seiner Laufbahn ergab,
 daß der Komet aus dem Weltraum zur Sonne kommend, im
 Frühjahr 1767 in die Nähe des Planeten Jupiter gelangt und
 durch diesen in die enge Bahn um die Sonne abgelenkt wor-
 den war, in der er 1770 der Erde sichtbar wurde. Im Jahre
 1779 gelangte er, auf dem Wege von der Sonne herkommend,

abermals in große Nähe zum Jupiter, der jetzt die umgekehrte Wirkung auf ihn ausübte und ihn aus der engen Bahn wieder heraus in eine andere warf, in der er von der Erde weit entfernt blieb. Im Jahre 1889 erschien nun ein Komet, der der Berechnung nach eine Umlaufszeit um die Sonne von sieben Jahren besaß und der, wie die Nachrechnung seiner Bewegung weiter erwies, 1886 dem Planeten Jupiter überaus nahegekommen und damals erst in seine gegenwärtige Bahn geworfen worden war. Vorher bewegte er sich in einer Bahn mit 27 Jahren Umlaufszeit, und in dieser war er im Jahre 1779 dem Jupiter ebenfalls außerordentlich nahegekommen. Man vermutete sofort, daß dieser Komet der nämliche sein könnte, der 1770 gesehen worden und dann nicht wieder-gekehrt war. Die genauere Rechnung hat dies indessen nicht sicher erweisen können, möglich bleibt es immerhin. Was den Kometen von 1889 außerdem höchst merkwürdig macht, ist die Tatsache, daß, mit den großen Ferngläsern verschiedener Sternwarten, als seine Trabanten drei sehr kleine Begleitkometen gesehen wurden, die sich wie Abkömmlinge des großen ausnahmen. Die Beobachtungen gestatteten, die Bahnen dieses kleinen Kometen zu berechnen, wobei sich ergab, daß sich diese im Mai 1886 vom Hauptkometen abgetrennt hatten, genau um die Zeit, als der letztere sich in der Nähe des Planeten Jupiter befand und von diesem in seine neue Bahn geworfen wurde. Damals kam der Komet der Oberfläche des Jupiter bis auf weniger als 30 000 Meilen nahe und bewegte sich etwa drei Tage lang innerhalb der Bahnen der Jupitermonde, wobei er mit einem oder mehreren davon zusammengestoßen sein muß. Das Ergebnis dieser Begegnung war zweifellos die Abtrennung der kleinen Kometen. Der Rechnung entsprechend, kehrte der Komet in den Jahren 1896 und 1903 zurück, aber von seinen kleinen Begleitern hat man keine Spur mehr wahrgenommen, auch war der Hauptkomet sehr lichtschwach geworden.

Die im Vorhergehenden angeführten Tatsachen beweisen, daß die Kometen Weltkörper sind, die aus dem Weltraum in das Sonnensystem kommen und dann entweder auf immer wieder zurückkehren oder, von den Planeten gefangen genommen, kürzere oder längere Zeit hindurch sich in sehr langgestreckten elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen. Innerhalb des Sonnensystems können die Kometen unter Umständen in mehrere Teile zerfallen, ja, sich bis zur Unsichtbarkeit auflösen, sie müssen also aus einer Materie bestehen, die sehr leicht in kleine Partikelchen zerfällt. Mit letzteren stimmen auch die direkten Beobachtungen an vielen Kometen überein. Sie haben ergeben, daß, wenn sich ein Komet der Sonne beträchtlich nähert, aus seinem Kern helle Ausströmungen und leuchtende Bögen sich in der Richtung gegen die Sonne hin erheben, die sich dann in der Höhe ausbreiten und umbiegend den Schweif des Kometen bilden, der sich auf der von der Sonne abgewendeten Seite außerordentlich weit in den Weltraum erstreckt. Die Ausströmungen werden um so stärker und die Schweife um so größer, je näher ein Komet der Sonne kommt, und wahrscheinlich ist es die Sonnenhitze, unter deren Einfluß dampf- und rauchförmige Massen sich aus dem Kometenkern entwickeln. Damit stimmen die spektroskopischen Beobachtungen überein, die zeigen, daß aus dem Kern sich bei Annäherung an die Sonne Kohlenoxydgas bildet, das elektrisch leuchtet. Wahrscheinlich besteht der Kometenkern aus einer dichten Anhäufung kleiner, den Meteorsteinen ähnlicher Massen, die in der Nähe der Sonne erhitzt werden und dann leuchtende Gase entwickeln. In der Tat verursachte ein kleiner Meteorstein, den Professor Vogel in einer luftleeren Röhre erhitzte und durch den er dann einen elektrischen Strom hindurchsandte, ein Leuchten der Röhre, das spektroskopisch mit dem Licht eines Kometenkerns vollkommen übereinstimmte. Aber noch mehr. Die Tatsache, daß die aus dem Kometenkern aufsteigenden gas- oder rauchförmigen Massen in der Höhe über dem Kern umwenden und den von der Sonne abgewendeten Schweif bilden, beweist, daß die Sonne eine abstoßende Kraft auf diese Schweifteilchen

ausübt. Vielleicht ist dies eine elektrische Wirkung der Sonne; jedenfalls werden die Schweifteilchen dadurch mit großer Geschwindigkeit in den Weltraum getrieben und breiten sich dabei mehr und mehr aus, ähnlich wie Rauchwolken. Damit stimmt auch das sonstige Verhalten der Kometenschweife überein: ihre geringe Dichtigkeit, die gestattet, daß man lichtschwache Sterne hindurchschimmern sieht, ihre völlige Abtrennung von dem Kometenkopf und ihre Auflösung im Weltraum.

Im Jahre 1861 ist die Erde mitten durch einen Kometenschweif gegangen, ohne daß sich für uns das geringste hiervon bemerkbar machte, nur die Berechnung wies den Vorgang nach. Das Zusammentreffen der Erde mit dem Kern eines Kometen würde sich freilich in ganz anderer Weise und für die Erdenbewohner sehr empfindlich bemerkbar machen! Selbst wenn dieser Kern nicht eine kompakte Masse ist, sondern aus sehr zahlreichen Bruchstücken vom Gewicht der größten bekannten Meteorsteine besteht, würde der Zusammenprall einer solchen mehrere hundert oder tausend Kilometer im Durchmesser großen Masse mit der Erde für einen großen Teil des Menschengeschlechts von den furchtbarsten Folgen sein. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses ist freilich so gering, daß man es praktisch gar nicht in Anschlag zu bringen braucht. Aber wenn man Zeiträume von Millionen Jahren ins Auge faßt, kann man annehmen, daß ein Ereignis dieser Art sich wohl ereignen könnte.

An mehreren Punkten der Erde, in Sibirien, Süd- und Nordamerika, hat man gewaltige Eisenmassen gefunden, die ohne allen Zweifel in unbekannter Vorzeit aus dem Weltraum auf die Erde herabgekommen sind. Die größte bekannte Meteorsteinmasse, die bei Sival in Grönland gefunden wurde, ist offenbar nur eines von vielen Bruchstücken, deren Herabkommen in unbekannter Vorzeit für die Umgebung ein ungeheures Ereignis gewesen sein muß. Ebenjogut können noch großartigere Vorgänge ähnlicher Art stattgefunden haben, die dann für einen mehr oder minder ausgedehnten Teil der Erdoberfläche den Charakter kosmischer Katastrophen trugen, von denen aber keine Kunde auf uns gekommen ist, weil das Menschengeschlecht überhaupt noch nicht vorhanden war. Die von Zeit zu Zeit stattfindenden Meteorsteinfälle sind nur harmlose Vorgänge, verursacht durch versprengte Abkömmlinge großer kosmischer Schwärme oder durch Einzelwanderer, die aus dem Sternraum kommen. Jedenfalls aber lösen sich die Kometen im Sonnensystem in Meteor Schwärme auf, die sich längs der Bahn des Stammkometen ausbreiten. Kommt die Erde einem solchen Schwarm nahe, so zeigt sich für uns das großartige Schauspiel eines Sternschnuppenfalles, wie solche zum Beispiel im November 1799, 1833 und 1866 stattfanden. Diese Sternschnuppen bildeten einen Schwarm, der hinter dem ersten Kometen des Jahres 1866 in seiner Bahn einherzog. Die Meteore, die damals in die Atmosphäre eindrangen, müssen aber alle sehr klein gewesen sein, denn nichts von ihnen kam bis auf den Erdboden, sie lösten sich sämtlich in den hohen Lustregionen auf. Das Gleiche gilt von den Meteoriten eines anderen Schwarmes, der sich aus der Auflösung des sogenannten Bielaschen Kometen entwickelt hat und am 27. November 1872 sowie an dem nämlichen Abend im Jahre 1885 ein großartiges himmlisches Feuerwerk verursachte, bei dem Hunderttausende von Sternschnuppen aufleuchteten. Die Auflösung solcher Sternschnuppenschwärme schreitet im Laufe der Zeit immer weiter fort, bis sich ihre letzten Reste unserer Wahrnehmung völlig entziehen. Das ist dann das Ende von Kometen, die vor Jahrtausenden aus der Tiefe des Weltraumes sich in das Sonnensystem verirren und hier durch die Planeten festgehalten wurden, während ihre Brüder sich wieder glücklich in den Weltraum hinausretteten, um vielleicht in einem anderen Sonnensystem dem gleichen Schicksal zu verfallen. Die Kometen sind also, im Gegensatz zu unserer Erde, die zweifellos ein Alter von Millionen Jahren besitzt und für ebenso lange Zukunft gefestigt erscheint, Weltkörper von vergänglichem Bestande, die keine Verwandtschaft mit den Planeten besitzen und ebensowenig organisches Leben beherbergen.

Die wiederentdeckte Urgestalt des Laokoon.

Seit Jahrhunderten wird die Kunstgeschichte durch die Frage nach der ursprünglichen Armbeziehung des Laokoon beschäftigt. Als die Gruppe im Jahre 1506 in Rom ausgegraben wurde, fehlte der rechte



Die bisherige Gestalt.

Söhnen getötet worden sei. Also bestand kein man hier das von Plinius gemeinte Werk vor sich habe, das einstens in Rhodos, der reichen und kunstliebenden Stadt, von den drei Bildhauern Ageländros, Athenedoros und Polydoros gemeinsam geschaffen wurde. Aber das Alter der Gruppe gingen die Ansichten sehr auseinander, man hielt sie so lange für der großen griechischen Zeit angehörig, bis bessere Kenntnis und stets neue Ausgrabungen den Unterschied zwischen jener und den späteren Arbeiten dartaten, so daß heute die Entstehung des Laokoon ziemlich allgemein in das erste Jahrhundert v. Chr. gesetzt wird.

Bei der großen Begeisterung für das Werk war es natürlich, daß sofort Versuche zur Restauration gemacht wurden, unbedenklich wie die Renaissancezeit überhaupt im Ergänzen war. Es fehlte nicht an solchen, die sogleich eine Abwehrbewegung des Armes nach dem Kopf zu und den gleichzeitig verzweifelten Griff nach dem Schlangengeiß als das einzig Natürliche erkannten. Selbst Dizian hat in einer übermütigen, gegen einen Kopisten der Gruppe gerichteten Karikatur, einen alten Pavian nebst zwei kleinen schlangenumwunden darstellend, diese Bewegung kurzweg angenommen. Aber die vatikanischen Auftraggeber und ihre Künstler waren anderer Ansicht, der immer stärker werdende Zug nach dem Eleganten, Theatralischen brachte die bekannte Ergänzung zumege, den lang ausgestreckten rechten Arm, der die Schlange wie ein Dekorationsstück dehnt, aber allerdings auch eine vollkommene Diagonale der Hauptlinie hervorbringt. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert preisen den Laokoon als

höchste Offenbarung griechischer Kunst, auch Winkelmann und Lessing schrieben ihm, wie bekannt, die höchste Bedeutung zu. Aber niemals verstummt die Einreden gegen den ergänzten Arm, sie wurden nachdrücklich zuerst in Paris erhoben, wohin Napoleon alle großen italienischen Kunstwerke geschleppt und in einem großen Museum vereinigt hatte; später schlossen sich deutsche Archäologen, Overbeck, Lübke und andere an, doch hatte dies natürlich keinen Einfluß auf die Leiter des vatikanischen Museums, die den nach Rom zurückgegebenen Laokoon seit seiner Ergänzung durch Montorsoli als unantastbaren Besitz hüten.

Da trifft es sich nun ebenso

merkwürdig wie glücklich, daß genau 400 Jahre nach Auffindung der Gruppe ein neuer Fund gemacht wurde, der geeignet ist, den langen Zweifel zu lösen und der Armfrage ein definitives Ende zu machen. Bei einem kleinen römischen Steinmetz fand Dr. Ludwig Pollat einen angeblich bei der „Via Labicana“ ausgegrabenen Arm von Marmor, den er sofort als den rechten Arm eines Laokoon erkannte und schnell erwarb. Er ist aus grobkörnigen, parischem Marmor; in antiker Zeit war er schon zweimal gebrochen und wieder zusammengesetzt. Der Schlangengeiß zeigt die nämliche glatte Oberfläche, wie sie die Gruppe sehen läßt, doch schließt die Beschaffenheit des Marmors die Zugehörigkeit zum vatikanischen Original aus, auch zeigt die Muskulatur des Armes nicht entfernt das Eingehen in die feinsten Eigenheiten der Form, das den Körper des Laokoon auch heute noch zur Bewunderung der Künstler und Anatomen macht. Es handelt sich hier also um eine antike Kopie der Gruppe, und es dürfte wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß hiermit ihre wahre Urgestalt festgestellt ist.



Die Urgestalt.



Der rekonstruierte rechte Arm.

einer übermütigen, gegen einen Kopisten der Gruppe gerichteten Karikatur, einen alten Pavian nebst zwei kleinen schlangenumwunden darstellend, diese Bewegung kurzweg angenommen. Aber die vatikanischen Auftraggeber und ihre Künstler waren anderer Ansicht, der immer stärker werdende Zug nach dem Eleganten, Theatralischen brachte die bekannte Ergänzung zumege, den lang ausgestreckten rechten Arm, der die Schlange wie ein Dekorationsstück dehnt, aber allerdings auch eine vollkommene Diagonale der Hauptlinie hervorbringt. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert preisen den Laokoon als

merkwürdig wie glücklich, daß genau 400 Jahre nach Auffindung der Gruppe ein neuer Fund gemacht wurde, der geeignet ist, den langen Zweifel zu lösen und der Armfrage ein definitives Ende zu machen. Bei einem kleinen römischen Steinmetz fand Dr. Ludwig Pollat einen angeblich bei der „Via Labicana“ ausgegrabenen Arm von Marmor, den er sofort als den rechten Arm eines Laokoon erkannte und schnell erwarb. Er ist aus grobkörnigen, parischem Marmor; in antiker Zeit war er schon zweimal gebrochen und wieder zusammengesetzt. Der Schlangengeiß zeigt die nämliche glatte Oberfläche, wie sie die Gruppe sehen läßt, doch schließt die Beschaffenheit des Marmors die Zugehörigkeit zum vatikanischen Original aus, auch zeigt die Muskulatur des Armes nicht entfernt das Eingehen in die feinsten Eigenheiten der Form, das den Körper des Laokoon auch heute noch zur Bewunderung der Künstler und Anatomen macht. Es handelt sich hier also um eine antike Kopie der Gruppe, und es dürfte wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß hiermit ihre wahre Urgestalt festgestellt ist.



Von vorn gesehen.



Von hinten gesehen.

Der von Dr. Ludwig Pollat aufgefundene rechte Arm.

merkwürdig wie glücklich, daß genau 400 Jahre nach Auffindung der Gruppe ein neuer Fund gemacht wurde, der geeignet ist, den langen Zweifel zu lösen und der Armfrage ein definitives Ende zu machen. Bei einem kleinen römischen Steinmetz fand Dr. Ludwig Pollat einen angeblich bei der „Via Labicana“ ausgegrabenen Arm von Marmor, den er sofort als den rechten Arm eines Laokoon erkannte und schnell erwarb. Er ist aus grobkörnigen, parischem Marmor; in antiker Zeit war er schon zweimal gebrochen und wieder zusammengesetzt. Der Schlangengeiß zeigt die nämliche glatte Oberfläche, wie sie die Gruppe sehen läßt, doch schließt die Beschaffenheit des Marmors die Zugehörigkeit zum vatikanischen Original aus, auch zeigt die Muskulatur des Armes nicht entfernt das Eingehen in die feinsten Eigenheiten der Form, das den Körper des Laokoon auch heute noch zur Bewunderung der Künstler und Anatomen macht. Es handelt sich hier also um eine antike Kopie der Gruppe, und es dürfte wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß hiermit ihre wahre Urgestalt festgestellt ist.

merkwürdig wie glücklich, daß genau 400 Jahre nach Auffindung der Gruppe ein neuer Fund gemacht wurde, der geeignet ist, den langen Zweifel zu lösen und der Armfrage ein definitives Ende zu machen. Bei einem kleinen römischen Steinmetz fand Dr. Ludwig Pollat einen angeblich bei der „Via Labicana“ ausgegrabenen Arm von Marmor, den er sofort als den rechten Arm eines Laokoon erkannte und schnell erwarb. Er ist aus grobkörnigen, parischem Marmor; in antiker Zeit war er schon zweimal gebrochen und wieder zusammengesetzt. Der Schlangengeiß zeigt die nämliche glatte Oberfläche, wie sie die Gruppe sehen läßt, doch schließt die Beschaffenheit des Marmors die Zugehörigkeit zum vatikanischen Original aus, auch zeigt die Muskulatur des Armes nicht entfernt das Eingehen in die feinsten Eigenheiten der Form, das den Körper des Laokoon auch heute noch zur Bewunderung der Künstler und Anatomen macht. Es handelt sich hier also um eine antike Kopie der Gruppe, und es dürfte wohl kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß hiermit ihre wahre Urgestalt festgestellt ist.

Der nunmehr fast pyramidenförmige Aufbau wirkt energischer, und durch Zurückführen des Armes zum Kopf hat die Gruppe an Einfachheit und Geschlossenheit, der Ausdruck des Leidens an Stärke gewonnen.

Ob wohl angefihts dieser neuen Entdeckung das vatikanische Museum sich zur zweiten, besseren Restauration entschließen wird? Das ist immerhin fraglich. Jedenfalls aber zeigt die uns vorliegende Publikation des K. D. Archäologischen Instituts in Rom, 1905 Bd. XX, daß es alle Ursache dazu hätte!

H. A.

Über Luftbäder und ihre Anlage.

Von Dr. Arthur Ludwig.

In neuerer Zeit werden wir uns mehr und mehr der elementaren Heilfaktoren bewußt, die uns von der Natur gegeben sind. Nachdem wir dem Wasser in seinen verschiedenen Formen außerordentliche therapeutische Geheimnisse abgelauscht haben, beginnen wir jetzt dem Element, das uns dauernd umgibt und das für uns das unentbehrlichste ist, der Luft, in ihrer Bedeutung für unsere Gesundheit wertvolle Erkenntnisse abzugewinnen.

Von dem machtvollen Einfluß der Luft ist kaum derjenige des Lichtes und der Sonnenwärme, der Schöpferin alles Lebens, abzutrennen.

Schon die Alten kannten den Wert des Licht- und Luftbades. Bei den Ägyptern hängt vielleicht die Verwendung der Sonnenwärme zu Heilzwecken mit ihrem Sonnenkultus zusammen. Herodot berichtet fünf Jahrhunderte vor Christo über Sonnenbäder. Hippokrates, Galenus und Celsus kannten sie. Römische Ärzte verordneten sie in sogenannten Solarien, die an die Häuser angebaut waren.

Heute sind die Licht- und Luftbäder vielfach bei Naturvölkern im Gebrauch, nicht nur bei tropischen, sondern auch bei nördlichen, z. B. bei den Eskimos. Diese nehmen, wie Nanzen beschreibt, ihre Luftbäder nackt im Zelte vor, um sich zeitweise dem Ausdünstungsbestreben ihres Körpers hinzugeben, das sonst durch ihre undurchlässige Fellbekleidung behindert ist.

Gegenwärtig gehört das Luftbad zum eisernen Bestande aller modernen Sanatorien, die die physikalisch-diätetische Heilkunst vertreten.

Wie wirkt das Luftbad? Um dies zu verstehen, müssen wir zunächst die wichtigsten Tätigkeiten der Haut betrachten.

Die Haut vermittelt vor allem die Wärmeabgabe. Im bekleideten Zustande verlieren wir nur ein Drittel der Wärme, die wir im nackten Zustande abgeben. In letzterem Falle geschieht dies nur durch Strahlung, während die Wärmeabgabe durch Leitung hier ganz fortfällt, weil Luft ein schlechter Wärmeleiter ist. Sie erfolgt wesentlich an unsere Gebrauchsgegenstände, an die Kleider, die Betten, das Badewasser. Die Wärmestrahlung ist für uns alle ein Bedürfnis. Wenn sie behindert ist, wie bei großen Menschenansammlungen, beim Marschieren der Soldaten in geschlossener Kolonne, bei starker, schwüler Hitze, so kann die eintretende Wärmestauung Hitzschlag, unter Umständen mit tödlicher Folge, erzeugen.

Weiter ist die Haut ein wertvolles Ausdünstungs-, beziehungsweise Ausscheidungsorgan. Der Körper entladet sich seiner schädlichen Stoffwechselprodukte nicht nur durch Lunge, Niere und Darm, sondern zu einem wesentlichen Teil durch die Haut. Sie ist dazu besonders geeignet durch die unzählig vielen Blutgefäße, die sich in ihr, vor allem um die Schweißdrüsen herum, befinden, und die eine ähnlich große Flächenausdehnung des Blutgefäßsystems wie in den Lungen und in den Nieren darstellen. Die Hautdrüsen sind gewissermaßen kleine Nieren. Die Ausscheidungsprodukte der Haut sind flüchtige Fettsäuren, Schwefelverbindungen, Harnsäure, Kohlensäure und allerlei Salze, endlich Bakterien.

Der aus ihnen zusammengesetzte Schweiß des Menschen ist ein außerordentliches Gift, vier- bis fünfmal so giftig wie Urin; Hundes ins Blut gebracht, hat er den Tod nach wenigen Tagen zur Folge. Winterfrösche gehen eher zugrunde, wenn durch Eintauchen in Öl ihre Hauttätigkeit unterbrochen wird, als wenn ihre Lungen unterbunden werden.

Ein trauriger, aber sehr belehrender Todesfall gehört hierher: Ein Knabe wurde für Zirkuszwecke mit Firnis überstrichen und mit Blattgold beklebt. Er starb bald darauf, und zwar zweifellos

infolge von Selbstvergiftung durch völlige Unterdrückung der Hauttätigkeit. Ebenso starben Tiere, wenn ihre Ausscheidung der Selbstgifte durch Firnisüberstreichung behindert war.

Schon eine schlecht durchlässige Kleidung unterdrückt die Hauttätigkeit. Die zurückgehaltenen Ausscheidungsstoffe verursachen katarrhalische und rheumatische Leiden, deren Ursache darin zu suchen ist, daß sich das mit Fremdstoffen überladene Blut auf die inneren Schleimhäute und die Gelenke wirft und dort Entzündungszustände hervorruft.

Ähnliches bewirkt die sogenannte Erkältung infolge von Zugluft, Abkühlung durch nasse Kleider, Kältestrahlung von feuchten Wänden. Die reaktive Erwärmung, die normalerweise auf die durch den Kältereiz erzeugte Zusammenziehung der kleinsten Hautgefäße einsetzt, ist hier nicht genügend. Die inneren Organe bleiben mit Blut überfüllt, und so kommt es hier zur Ausscheidung der Selbstgifte des Körpers. So entstehen die Katarthe der verschiedenen Schleimhäute, die rheumatischen Erkrankungen, Lähmungen und Neuralgien, Nierenentzündung, Blasenstörung, Störungen des Verdauungssystems, Schädigungen des Blutes usw.

Die gesundheitliche Wirkung der Luftbäder beruht nun darauf, daß die dabei erhöhte Wärmeabgabe und Wärmeproduktion eine vermehrte Verbrennung in den Körperzellen herbeiführt. Auf den ersten Kältereiz erfolgt zuerst eine Zusammenziehung der äußeren Gefäße und dadurch eine Zurückdrängung des Blutes nach innen. Bald darauf aber kommt die Reaktion in Form der Erweiterung der Hautgefäße. Diese Blutüberfüllung hält nun bei dem mäßigen Kältereiz des Luftbades längere Zeit an. Dem gegenüber wirken die viel empfohlenen Kaltwasserbäder und Abreibungen bei längerer Ausdehnung, besonders bei blutarmen und katarrhalisch-rheumatischen Naturen, als zu starkes Reizmittel, zumal das Wasser ein fünf- bis zwanzigmal größeres Wärmeleitungsvermögen besitzt als die Luft. Die kalten Wasserbäder lähmen somit leicht die Reaktionskraft der Hautgefäße und Nerven und veranlassen so häufig geradezu eine Anlage zu Katarthen und Rheumatismen. Mancher Wasserfanatiker kommt nicht aus dem Katarth heraus, und viele nervöse Menschen werden durch die ihnen zur Heilung verschriebenen Kaltwasserkuren nur noch nervöser.

Besonders an Kindern hat man durch den Kaltwasserfanatismus außerordentlich viel gesündigt. Nicht das Wasser, sondern die Luft ist eben der für unsere Haut gegebene Reiz. Wir sind keine Amphibien, sondern Luftgeschöpfe. Deshalb ist auch die Luft das beste Abhärtungsmittel.

Ferner wird im Luftbad die Blutverteilung mächtig angeregt. Wie schon oben gesagt, enthält bei katarrhalischen Naturen die Haut zu wenig Blut, wogegen die inneren Organe mit zu viel Blut belastet sind. Der geringste Kältereiz durch Wasser usw. vermehrt bei ihnen diesen Zustand. Im Luftbad wird nun die Haut durch den Lufttauch in entsprechender Weise gereizt und so tüchtig mit Blut durchströmt, die inneren Organe werden dagegen von dem stockenden Blut befreit.

Schließlich bewirkt das Luftbad durch die erhöhte Verbrennung eine Aufrüttelung der zurückgehaltenen Stoffwechselprodukte und damit deren Ausscheidung, wodurch die anderen Ausscheidungsorgane, wie Nieren, Darm und Lungen, entlastet werden.

Beim Luftbad wirkt nun neben der Luft auch das Licht als wichtiger Faktor mit.

Das Sonnenlicht bildet einen mächtigen und unentbehrlichen Lebensreiz für uns.

Wir sehen die Bedeutung des Lichtes an dem Aussehen der stubenhockenden Städter, gegenüber demjenigen der Leute vom Lande; nicht zu reden vom Aussehen der Bergarbeiter,

die fast ganz von der Sonne abgeschnitten dahinleben. Andererseits wirkt das Licht schädigend auf Bakterien ein, wie man durch Belichtungsversuche nachgewiesen hat, ebenso wie durch bakteriologische Prüfung besonnener, infizierter Betten und Verbandstoffe.

Statistiken beweisen, daß in der nämlichen Straße auf der Sonnenseite die Sterblichkeits- und Erkrankungs-ziffer, besonders an Tuberkulose, niedriger ist als auf der Schattenseite. Unsere Stimmung ist an sonnigen und lichtvollen Tagen besser als an trüben, lichtarmen Tagen. In Fabriken wird an hellen Tagen mehr geleistet, wie statistisch erwiesen wurde.

Die Erklärung für solche Erscheinungen liegt darin, daß schon durch das Licht der Stoffwechsel bedeutend angeregt, die Sauerstoffaufnahme und die Kohlenäureabgabe des Körpers gesteigert wird. Die roten Blutkörperchen und ihr Hämoglobin-gehalt nehmen zu, der Appetit steigert sich, der Schlaf wird tiefer, der Kopf freier und der Geist frischer unter sonst gleichen Verhältnissen.

Tritt zu Licht und Luft noch der Einfluß der Wärmestrahlen der Sonne hinzu, so werden die oben geschilderten Wirkungen noch stärker. Besonders wird natürlich die Durchblutung der Haut und die Abgabe der Selbstgifte durch den Schweiß vermehrt. Durch die Schweißzerzeugung erhält das Sonnenbad gegenüber dem Licht- und Luftbad, das wesentlich stoffwechsellanregend und abhärtend ist, eine besondere Bedeutung, indem es ein natürliches Schweißbad darstellt.

Beide Arten von Bädern werden daher auch bei verschiedenen Anlässen angewendet. Gleich günstig wirken beide, zweckmäßig vereinigt, bei einfacher Bleichsucht und Blutarmut. Die Sonnenbäder bewähren sich vortrefflich als Schwitzbäder bei Fettleibigen, bei Rheumatikern, Neuralgikern und Gichtkran-ken, sowie bei Nierenkranken. Dagegen dürften sie bei ausgesprochener Neurasthenie und Hypochondrie, besonders aber bei Herzleiden, bei Arterienverkalkung, bei kongestiven Zuständen und psychisch Erregten, nur mit Vorsicht neben den Licht- und Luftbädern anzuwenden sein.

Andererseits dürfte das bloße Licht- und Luftbad bei Nierenkranken, zu Lungenblutung Neigenden, sowie bei allgemein schlecht Ernährten weniger am Platze sein. Man sieht, wie auch diese einfachsten und scheinbar unschädlichsten Heilfaktoren nur mit Überlegung zu gebrauchen sind. Man wird daher auch hier gut tun, bei irgend welchen Erkrankungen vor der Anwendung von Luftbädern den Arzt zu Rate zu ziehen.

Die Anlage der Licht-, Luft- und Sonnenbäder ist recht einfach. Es kommt nur auf einen gut umzäunten Platz an, möglichst im Walde oder doch mit einigen Bäumen, neben freien Plätzen, versehen, so daß teils schattige, teils sonnige Orte geboten sind, die man je nach der Witterung aufsuchen kann. Je größer, desto besser, weil alsdann kräftige Bewegungen, wie Turnspiele usw., veranstaltet werden können. Wünschenswert ist auch ein bedeckter Raum gegen zu starke Sonne oder regnerisches Wetter, oder eine Galerie. Der Boden möge aus weichem Wiesengrund oder feinem Sand bestehen. Matratzen mit Keilkissen oder einfache schiefe Lagerstätten aus Holz mit erhöhtem Kopfteil, Liegestühle und Hängematten dienen einem behaglichen Ausruhen. Für abkühlende Prozeduren, Bäder und Güsse, treffe man Vorkehrung. Allerlei Turngeräte, wie Barren, Reck, Rundlauf, Kletterstangen, mögen zur Ausarbeitung der Muskeln verlocken. Auch Gelegenheiten für sonstige Sportvergünstigungen, wie Turnspiele, Hanteln und Keulenübungen, sollten nach Möglichkeit in der Anlage des Luftbades vorgesehen werden.

Bei der hohen gesundheitlichen Bedeutung der Luftbäder sollten die Stadtgemeinden für deren möglichste Verbreitung sorgen. Diese Bäder können sogar bei dem geringen Anlagekapital, das sie benötigen, ganz einträglich sein, wie z. B.

die Münchener städtische Anlage gezeigt hat, die bei 30 000 Besuchern und einem Eintrittsgeld von 10 Pfennig im Jahre 1904 einen Gewinn von 12 v. H. aufwies.

Leider bestehen zurzeit erst wenige solche von städtischen Gemeinden eingerichtete Anlagen. Es ist dabei auch zu bedenken, daß die Saison der Luftbäder eine viel längere als die der Wasserbäder ist, da auch im Frühjahr und im Herbst Luftbäder genommen werden können. An manchen Orten haben Leidende sogar im Winter bei Schneegestöber Luftbäder genommen und sich dabei recht wohl gefühlt.

Wie schon angedeutet, müssen Licht- und Sonnenbäder mit Bedacht genommen werden, und da mögen folgende Ratschläge dienlich sein: Man individualisiere sehr und gehe vor allen Dingen langsam vor. Besonders blutarme Naturen mögen mit Sonnenhochstand beginnen und allmählich zu kühleren Temperaturen übergehen. Der Kopf muß vor allem gegen glühende Sonnenstrahlen geschützt werden. Nur wenn Licht- und Wärmewirkung der Sonne nicht zu stark sind, kann man vorteilhaft mit unbedecktem Haupt gehen oder liegen. Bei Sonnenbädern werden die verschiedenen Körperpartien am besten je fünf Minuten nacheinander den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die direkten Sonnenbäder können im ganzen eine Dauer von 20 bis 60 Minuten haben. Einfache Luftbäder können sich bei warmer Witterung ruhig über mehrere Stunden ausdehnen. Sehr schwache Personen müssen sich bei Beginn der Kur unter diesen Zeitgrenzen halten. Um die durch die Sonne entstehende Transpiration noch zu erhöhen, kann der Körper auch in wollene Decken gepackt werden. Auch die Verbindung des Sonnenbades mit einem heißen Sandbade ist recht empfehlenswert. Dem Sonnenbad folgt am besten noch eine Abkühlung durch ein allgemeines Bad oder eine Abgießung, was ganz besonders wohltätig wirkt.

Bei mangelnder Sonne möge man sich viel Bewegung machen, man möge turnen und spielen. Es wäre überhaupt sehr zu empfehlen, daß der Turnunterricht in den Schulen, unter Umständen auch beim Militär, bei warmer Witterung im unbedeckten Zustande erfolgte. Als kleiner Ersatz für ein Luftbad im Freien sollte ein solches in der eigenen Wohnung genommen werden, am besten frühmorgens nach dem Aufstehen in Verbindung mit gymnastischen Übungen.

Schon kleinen Kindern kann man den Genuß der so gesunden Luftbäder zuteil werden lassen, indem man sie ruhig bei warmer Witterung, ihrem Bedürfnis entsprechend, sich bloßstrampeln läßt. In dieser Hinsicht ist man zum Schaden der Kinder noch viel zu ängstlich. Größere, schon laufende Kinder können bei warmer Temperatur ruhig eine halbe bis mehrere Stunden nackt oder nur mit einem Hemd bekleidet herum-springen. Welche Freude für die Kleinen, welch' ein ästhetischer Genuß für den erwachsenen Zuschauer!

Bei richtiger und ausgedehnter Anwendung können so die Licht- und Luftbäder neben den Wasserbädern und einem zweckmäßigen Turnsport ein mächtiges Mittel zur Gesundung des einzelnen wie des ganzen Volkes werden.

Eine Vereinigung von Licht- und Luftbädern mit Turn- und Sportplätzen, wie sie in dem Berliner Licht-Luft-Sportbad in so schöner Weise geschaffen worden ist, könnte eine moderne Form der alten griechischen Gymnasien werden, in denen die Jünglinge und Männer bei Kampf und Spiel im Wettstreit miteinander ihre Körper ausbildeten und Mut und Freudigkeit des Geistes gewannen, und denen sie zum nicht geringen Teil ihr damaliges Übergewicht über die anderen Völker verdankten.

Nicht zuletzt würde in solchen Anstalten der Anblick einer lebendigen, sonnengebräunten Nacktheit der Brüderie und der Lüsternheit entgegenarbeiten und den Sinn für edle, kraftvolle Schönheit ausbilden.

Mein Goldchen.

Von Johannes Trojan.

In meiner Heimat ist ein Wort,
Das gern stets wird vernommen dort;
Wer es vernimmt, den macht es froh,
Dies traute Wort, es lautet so:
Mein Goldchen!

Dort oben an dem Ostseestrand
Wird, was man gern sieht, so genannt.
Was lieb man hat, das redet man
Mit diesem Schmeichelwörtchen an:
Mein Goldchen!

Nicht wird dabei an das gedacht,
Was nur so selten glücklich macht.
Wenn nur von dem Metall man spricht,
Sagt man mein Gold wohl, aber nicht:
Mein Goldchen!

Es ist ja doch ein Menschenkind,
Das diesen Namen sich gewinnt.
Zu dem sagt einer, der ihm hold,
Weil echt es ist und rein wie Gold:
Mein Goldchen!

Gewöhnlich hat's ein Augenpaar,
Das freundlich blickt und hell und klar,
Dazu ein Herz, das treulich schlägt,
So ist's, was man zu nennen pflegt
Mein Goldchen!

Es ist ja nur ein kleines Wort,
Doch klingt's durch viele Jahre fort;
Und gar zu lieblich klingt es doch,
Mir ist's manchmal, als hört' ich noch:
Mein Goldchen!

Georg Bangs Liebe.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Abschied. Der Tag, da Georg reisen sollte, war herangekommen, rascher, als die vier Menschen, für die des Buben Fahrt ins Leben ein Ereignis war, gedacht hatten. Die kleinen Sorgen hatten Frau Bang die Zeit verkürzt, und Georg, dem es war, als mühte er von all den lieben alten Wiener Gassen, von den stillen, verschwiegenen Durchhäusern, durch die er so oft, so oft gegangen war, von den ruhig vornehmen Fassaden der Palais und von dem anheimelnden Winkelwerk der inneren Stadt besonders Abschied nehmen, dem schwand nun neben Sephi die Zeit so rasch, daß er es aufgab, all die lieben Stellen noch einmal aufzusuchen. Nur einmal, am Nachmittag vor der Fahrt, während Frau Bang den großen Segeltuchkoffer packte, den Herr Schneeberger als Reisegehesent gebracht hatte, ging er mit Sephi durch die Stadt.

„Tu's, Bub!“ hatte der Herr Schneeberger am Abend vorher zu ihm gesagt, als er den Koffer brachte, die Stunde der Abfahrt verabredete und dann, ganz wie in vergangenen Tagen, ein wenig mürrisch und doch gutmütig brummelnd und lächelnd zugleich, in dem alten Lehnstuhl saß. „Tu's, Bub! Und schau dir's noch amal gründlich an, die Wienerstadt! Steht dafür! Denn mögen s' draußen sagen, was' woll'n, — so was gibt's nimmer wieder auf der Welt! Schöner? Prächtiger? Mein Gott — als ob's dadrauf ankäm! Aber a schöner gibt's keine!“

Mit einem Blick, der ziellos ins Weite sah, sog Herr Franz Schneeberger an der Virginia, deren Strohhalm ihm schief hinter dem Ohre stak wie ein dünner, ganz dünner Federhalter. Und so sprach er weiter, ohne den Blick zu heben, als ob er für sich selber spräche. Und alle seine tiefe Liebe zu seiner Vaterstadt, an der er so mit allen Fasern hing, lag in den kurz hervorgestoßenen Worten.

„Geht ein and'rer Wind draußen im Reich — freilich! — wahr is' — wird mehr g'schafft, is' ein Stück Amerikanerium, was die da draußen machen — und a Stadt, die heut' noch a halbe Million Einwohner hat, die hat in zehn Jahren schon vielleicht a Million! Neue Häuser und neue Menschen — a ganz neue Welt, der man's net anschaut, daß sie vor zehn Jahr auch scho' dag'wesen is'. Dagegen Wien! Wien das bleibt — da wachst's Neuche zu, aber's Alte gibt den Ton mit an. Und immer hat ma' das G'fühl, als ging' ma' durch sei' Ahnengalerie dabei. Wo's d' hinschaut, lebt die alte große Zeit. Und durch sei' Straßen kommt' in der Stadt, wo's d' dir net sagen mußt: dahier is' schon was Weltgeschichtliches geseh'n! Da hier, Am Hof' hab'n s' im Achtundvierzigerjahr den Latour auf den Laternpfahl aufg'hängt, und da daneben haben s' nach'er s' Zeughaus g'stürmt, da, hundert Schritt davon, am Heidenfuß, auf der Bastei haben s' mit die Türken

g'rafft, daß d' Feschen g'flogen sein, da ob'n vom Stephansturm sein d' Notrafeten g'stiegen, und drüb'n vom Kahlenberg herunter is' der Sobieski aberg'saut mit die Polacken zum Entsat! Und so geht's fort bis in die Zeit vom gottseligen Kaiser Marc Aurel und früher noch — a jeder hat sei' Platz! in der Stadt — a jedes Stückel Erden is' groß durch das, was da sich abg'spielt hat. Und so wie Wien, so is' der Wiener! Das Neuche, ja — das macht er mit — aber's Alte, dadran halt' er fest, da drüber liegt's ihm wie a Weib'. Mei' Bua, ma' geht net 's Leben lang durch so a Stadt, ohne daß ei'm was piden bleibt davon. Daß du dein Wienertum verlierst da draußen, darum is' mir net bang, denn das laßt keinen los, mag er noch so viel Jahr' lang fort sein — das Gute davon bleibt dir . . .“

Eine Weile hatte Herr Franz Schneeberger nach dieser Rede noch sinnend vor sich hingesehen. Dann zog er ein paarmal energisch an der Virginia, und als er sah, daß die ausgegangen war, schüttelte er mißbilligend den Kopf, zog den Strohhalm hinter dem Ohr hervor, zündete ihn über dem Zylinder der Lampe an und setzte den Glimmstengel dann mit umständlicher Ruhe wieder in Brand.

Für Georg waren diese Worte der äußere Anstoß zu dem letzten Gang durch Wien am Tage vor der Reise in die Fremde geworden.

Und wie wenn ihm die Stadt zum Abschied noch mehr von ihrer Seele geben wollte als je zuvor, war's ihm bei diesem Gang, den er mit Sephi tat. Häuser und Straßen redeten mit Zungen, wo immer die zwei jungen Menschenfinder schritten. Doch all das Würdige, von dem Herr Franz Schneeberger gesprochen hatte, war tief verquickt mit den Erinnerungen, die ihn und sie durch ihre Jugendjahre hingeleitert hatten.

Über den Ring schritten die beiden, und all die wunderbare Schönheit, die hier emporgespröht war, als Werk der größten Bauherren der Zeit, umfieng sie. Aber das waren für sie nicht nur Werke der Schönheit. Hier waren sie mit Sephis Vater oft geschritten.

„Weißt du noch, Georg —“

Als ob die Stimme des Heimgegangenen noch neben ihnen hänge, war es den jungen Menschen an diesem späten Sommertag, der voll von reicher Sonnenpracht und Wärme war. —

Schweigend gingen sie nebeneinander, nur hier und da fiel ein kurzer Satz, und der andere nickte dazu oder sprach — aber mehr als die Lippen waren es die Augen, die redeten.

Längs der langen, stolzen Gitterreihe, die den Kaiserpark von der Straße trennt, schritten sie hin. Da, jenseit der braunen Stäbe mit den vergoldeten Lanzenspitzen, war reges Leben. Bäume wurden gefällt und Fundamente ausgehoben. Hier sollte die neue Kaiserburg erstehen, in der des Kaisers

Sohn einst herrschen würde. Drüben aber schimmerte, säulengetragen, die weiße Marmohalle des Parlaments herüber, die Stuppelbauten der Museen ragten auf, und zwischen ihnen auf dem weiten Platze erhob sich ein Gerüst von machtvollen Formen: dort wurde das Denkmal für die Kaiserin Maria Theresia aufgerichtet.

Bei dem Volksgarten wurde die Menschenmenge dichter, die ihnen entgegenströmte und sie umflutete, und aus dem dunklen Gehocke mächtiger Wipfel drang leise und verwehend in all dem summanden Treiben die Melodie von Walzerklängen.

Zwischen den beiden Pflöcken, die hier den Durchgang durch das Gitter vom Ring herein verengten, schritten sie hindurch, und quer zog es sie dann über diesen weiten Platz mit seinen Rasenbreiten.

„Erzherzog Karl“ und der „Prinz Eugen“.

Langen standen sie vor den Reiterstandbildern, und wieder trafen sich ihre Augen.

Und schon waren sie dann im Weiterschreiten, als Georg sprach: „Dein Papa hat uns das Lied so oft gespielt — auch später noch auf dem Harmonium —“

Sephi aber nickte nur. Was ihr die Liebe ihres Vaters damals gegeben hatte, das war dem Kinde nie so heilig und so viel gewesen wie nun, da es der Mutter fremd geworden war. Wie ein Tränenschleier stand es ihr vor den Augen. Aber sie hielt die schmalen Lippen fest geschlossen, sie blickte tapfer geradeaus — und die Melodie des Liedes von Prinz Eugenius dem edlen Ritter und das Bild des stillen gütigen Mannes vor seinem schwermütigen Instrument gingen mit ihnen.

Heinrich Gerold war unsichtbar auch bei den beiden, als sie dann in den weiten Burghof traten, der sie mit feierlicher Stille gleich einem grauen Riesensaal umschloß. Auf den langen Bänken der Kaiserwache saßen die Bosnaken mit rotem Fes über den gebräunten Gesichtern, und vor ihnen an der schwarzgelben Barriere lehnten die Gewehre und ragte die verblichene Fahne. Ruhe war alles, nur der Posten schritt langsam auf und nieder. Bis er dann plötzlich stehen blieb: „Ge—währ—rr—aus!“ und nun all' die Soldaten mit jäh erwachter Hast nach ihren Waffen griffen, in Reih und Glied traten, die Trommelschlägel auf das Kalbfell nieder-rasselten, der Offizier den Säbel im Salutieren schwang, und der Hofwagen mit goldblinkenden Speichen, der Leibjäger auf dem Vork, in eiliger Fahrt über den kiesbestreuten Platz und durch das hallende Burgtor hinausjagte.

Der Kronprinz Rudolf war im Wagen gewesen.

Weiter ging der Weg der beiden. Über den Kohlmarkt, vorbei an dem Panoptikum, das den Buben früher immer so geheimnisvoll angezogen hatte, als umschloße dieser Raum voll Wachsfiguren-Herrlichkeit alle Rätsel und Schauer des Daseins. Bis Herr Gerold eines Tages, da er Georgs Sehnsucht erriet, ihm von den Dingen gesprochen hatte, die da zu sehen waren. Seitdem war Georgs Wunsch weggewischt. — Und durch das Menschengewoge des Grabens schritten sie, bis sie sich an der Stephanskirche wieder zurück nach Hause wendeten. Aber auch da war Heinrich Gerold bei ihnen. All jene seltsamen Überlieferungen, die sich an die alten Wahrzeichen der Stadt hier knüpften: an die Besssäule und an den „Stoek im Eisen“, an den Türken auf dem Turm und an so vieles, vieles anderes, was er einst den aufhorchenden Kindern erzählt hatte. Nun stieg aus all diesen Bildern auch die Erinnerung an ihn empor. . . .

Auf dem Rückweg hielten Georg und Sephi einander fest an den Händen. Ihre Schritte waren langsam geworden, die Augen verniederten einander.

„Bist du müde?“ fragte Georg einmal.

Sie schüttelte den Kopf.

Er hatte es ja gewußt, daß auch ihr nur die Gedanken an die nahe Trennung aufs Herz gefallen waren.

Aber keiner sprach ein Wort von diesem Abschied.

Nur die Hände griffen noch fester ineinander, und als die beiden jungen Menschenkinder ganz nahe schon dem stillen Hause waren, sagte Georg:

„Sephi — du und die Mutter —“ Der Atem wollte ihm nicht recht gehorchen. Er mußte schlucken. Und da standen plötzlich die Zukunftsträume seiner Nächte vor ihm auf, die Träume, in denen er sich schon als großen, wohlhabenden Buchverleger draußen im Reich gesehen hatte — Sein Schritt wurde zögernd — auch sie hielt ein.

Nun schüttelte er den Kopf — ein Luftschloß fiel zusammen, ein neues baute sich vor seines Geistes Auge auf.

„— und Wien!“ sagte er nur. „Und Wien!“ . . .

Frau Marie Bang packte den Reisekoffer ihres Bubens.

Während Georg mit Sephi den letzten Gang durch die Straßen tat, stand sie allein vor dem großen Koffer aus braunem Segeltuch, dessen Leere sich vor ihr aufstap, als wär's ein kleiner Sarg. Und immer wieder, so oft die heut' so seltsam müden Hände sich in die Tiefe senkten, ein Kleidungsstück, ein Päckchen Wäsche da hineinzulegen, so oft die Finger glättend, streichelnd über die so bescheidene „Ausstattung“ Georgs strichen, war's ihr, als legte sie ein Stück von ihrem Herzen mit zu diesem allem. Nun ging er fort von ihr — wer weiß, wie er dereinst wiederkam!

Manch eine Träne fiel in dieser Stunde mit in des Herrn Schneeberger schönen Reisekoffer, zwischen die dicken Wintersocken, die Frau Marie Bang für Georg an langen Abenden gestrickt hatte, während er las und sie sinnend im alten Lederseffel lehnte, auf die neuen Taschentücher, deren Monogramm sie ihm gestickt hatte, so sorgfältig und schön, als wäre es für einen großen Herrn, und auf all die schlichten Alltagsdinge, deren jedes ein Zeugnis ihrer Liebe und ihrer Sorge für den Buben war. — Auch seine Bücher legte sie ihm in den Koffer, nur wenige, aber doch lauter solche, die er auch in der Fremde lesen würde — wieder lesen würde. Die ausgewählten Werke von Schiller, die ihm Herr Franz Schneeberger einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, „Des Anabens Wunderhorn“ und Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“, noch Gaben des Herrn Gerold. . . .

Sie richtete sich auf und sah hinunter in den Koffer. Das rote Bändchen da, das nahm er sicher bald zur Hand, sie wußte, wie sein Herz an diesem Büchlein hing. Hier an dem Tisch, beim Schein der Abendlampe hatte er es ihr vor wenigen Monaten erst vorgelesen.

Wenn er es wieder las, war er allein.

Schlaff hingen Frau Marie Bang die Arme nieder an dem müden Leib, wie sie herniederblickte auf das kleine Buch. Ob er dann auch an jene Abende, und ob er dann an sie wohl denken würde?

Sie strich sich eine dünne Strähne Haar zurück hinter das Ohr. Und während sie noch seufzte, trat schon ein leises wehmutvolles Lächeln um ihre Augen.

Er sollte an sie denken!

Sie schritt zum Schrank und kramte in der Lade, die ihre Briefe und ihren Erinnerungskram umschloß. Dort zog sie die alte Photographie hervor, die sie vor bald zwölf Jahren von sich und ihm hatte machen lassen — damals, als noch ihr Mann lebte und als der Georg noch ein so kleiner Bub gewesen war. Eine Geburtstagsüberrraschung für ihren Mann war das Bild damals gewesen. . . .

Langen blickte sie darauf.

Mein Gott, die Zeit — wie die seitdem verfloßen war. Zwölf Jahre schon? Das kleine magere Bubel, das sie hier auf dem Bild auf ihrem Schoße hielt und an sich drückte, das war nun schon zur Fahrt ins Leben reif? Wie ängstlich scheu er da ins Weite blickte. Er hatte Angst gehabt vor dem Mann, der seinen Kopf am Apparat hinter dem schwarzen Tuche verbarg. Und doch, es war noch immer sein Gesicht — sein Auge und sein Mund. . . .

Dann sah sie auf ihr eigenes Bild. Zwölf Jahre erst? Ein trübes Lächeln drängte sich ihr auf. Die Frau hier auf dem Bild war mehr als nur zwölf Jahre jünger als sie heute! Die Jahre waren all zu schwer gewesen, gar manches davon zählte doppelt durch all die kleinen Sorgen, die es in



Über die Passhöhe.
Gemälde von H. Saur jr.

sich schloß. — Und doch, der Georg würde ihr Gesicht auch in dem alten Bilde wiederfinden!

Sie ging zum Tisch und holte Tinte und Feder herbei. Dann setzte sie sich und drehte das Bild um. Wie sie die Feder ansetzte, war's ihr, als müßten die paar Worte, die sie für ihren Einzigen jetzt schreiben wollte, ihn wie ein Band mit ihr verbinden. Ihr Herz schlug so heftig, daß ihr der schmale Kragen des Kleides fast zu eng wurde, ihre Hand zitterte, und Andacht, Liebe, Sehnsucht, Angst und Zärtlichkeit erfüllten sie.

Sie mußte absetzen und warten. Ihr war's zumute, als sammelte sich all ihr Fühlen zum Gebet.

Dann aber war sie klar. Und aus dem vollen Herzen dieser Stunde schrieb sie hin:

„Vergiß mich nicht, mein Bub! Mein Herz ist bei Dir, Du bist nie allein!

Am Tage vor Deiner Reise.

Deine Mutter.“

Als sie geschrieben hatte, saß sie noch still, bis ihre Schrift getrocknet war. Sie hatte die Feder hingelegt und die Hände gefaltet.

Nun stand sie auf und nahm das Bild. Noch einen letzten Blick warf sie darauf, dann schob sie es vor das Titelblatt des roten Büchleins im Koffer. Mochte es in der Fremde zur rechten Stunde in seine Hände fallen, ihm das Alleinsein leichter machen und ihm sagen, daß sie immer, immer ihm nahe war!

Ihr selbst war freier, als sie sich dann wieder an die Arbeit wendete. Und Stück auf Stück an Wäsche, Kleidung und sonstigem Besitz Georgs legte sie nun weiter in den Koffer, daß das rote Büchlein mit dem Talisman, den es barg, bald tief vergraben war unter all den profanen Gebrauchsgegenständen.

Als Georg dann mit Sephi nach Hause kam, sprach Frau Marie Bang mit keinem Wort von dem Bilde. Aber sie trug doch den Gedanken daran während des ganzen Abends als ein still behütetes und glückliches Geheimnis in ihrem Herzen. Er leuchtete auf als ein mildes trostvolles Licht, wenn die Wehmut der nahen Trennung so dunkel und schmerzvoll über sie kam, und er ließ in einem leisen, kaum merklichen Lächeln den Flor aus ihren Augen schwinden, wenn sie auf den Buben sah und dabei durchzittert ward von der zagen Angst: Und morgen um die Zeit — was wird morgen sein . . . ? Wo ist er dann — wie weit von mir? Und wie einsam sind wir dann beide — er und ich . . .

Auch an diesem Abend kam Herr Franz Schneeberger.

Er brachte eine Flasche Punschessenz mit und brummte, während er die gegen das Licht der Lampe hielt, daß sie glutrot aufleuchtete, etwas von „Abschiedsfeier“ und von „höchst überflüssigem Geraunze und Trübsalgeblase“. Bedächtig und langsam las er dann die „Gebrauchsanweisung“, ehe er die Flasche bis zum Trunk nach dem Abendessen mit liebevoller Sorgfalt auf den Schrank stellte.

Und dann sah man beisammen bei Butterbrot, weichen Eiern, aufgeschnittener Wurst und etwas Käse. Aber das Essen ging nicht vor sich, und auch die Worte rissen immer wieder zwischen den vier Menschen, den beiden jungen, deren Zukunftshoffen noch alles gewinnen wollte, und den beiden alternden, die nur hofften, daß ihnen die Zukunft nichts nehmen möge von dem, was sie in Sorgen und Mühen als ihre kleine Welt errungen hatten. So oft sie auch ansetzten zum Reden und ein Gespräch durch ein halbes Duzend Sätze schlepten, es war immer gleich darauf wieder still. Als ob die Worte, die sie sprachen, wie aufgeschreckte Vögel nach kurzem Flügel schlagen hastig sich in die nächste dicke Schonung senkten, daß sie nur wieder still verborgen ruhen konnten, war's. Und nur die Gabeln und Messer klapperten dann wieder leise auf den Tellern, und die Lider der vier Menschen lagen so seltsam schwer über den Augen.

Ein paarmal blickte Herr Franz Schneeberger verstohlen nach der Flasche da oben auf dem Schrank. Die sollte später mit dieser wehleidigen Stimmung ganz gründlich aufräumen! Von ihr versprach er sich die rechte Medizin gegen die Weichheit und die Schwermut dieser Stunde, die ihn, je mehr er selbst sie in den Knochen fühlte, auch desto mehr zum Protestieren reizten.

Unsinn war dieses ganze kopfhängerische Getue! Was war denn weiter los?! Der Bub fuhr morgen fort — No ja — und was weiter? Hatte er nicht selbst auch einmal fort müssen von zu Hause — und Millionen andere auch?! Was war denn weiter groß dabei? War's denn nicht zum Besten von dem Georg? Na also! Aber da muß die gute Frau Bang, die den Buben ohnehin verpimpelt hat, wie wenn er ein bleichsüchtiges Mädel wär', eine solche G'schicht d'raus machen!

So ärgerte sich Herr Franz Schneeberger, während ihm selbst ein dummes, klemmendes Gefühl um Kehle und Brust saß, glücklich in einen gerechten Zorn hinein, bis er endlich, da das Schweigen um ihn allzusehr drückend wurde, Gabel und Messer mit Geräusch auf den Tisch legte und, als die anderen nun auf ihn blickten, verlegen lachte.

„Recht unterhältlich sein mir heut — das muß i' sagen! Fehlt ja g'rad' nur, daß mir alle vier 's Weinen anfängerten! Aber so is' net g'meint!“ Er stand auf, griff die Flasche mit Punschessenz vom Schrank und kam zum Tisch zurück. „Frau Bang, was is' — können wir heißes Wasser kriegen — noch besser wäre a ganz a leichter Tee?“

Frau Marie Bang stand auf und nickte dabei. „Ja — ich will gleich welches machen — dann wollen wir d'rauf trinken, daß er uns gesund und glücklich wiederkommt . . .“

Sie wendete sich rasch ab und ging aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen. Aber ihre Stimme, wie sie die letzten Worte gesprochen hatte, war fast gebrochen in einem jähen Weh.

Als sie draußen war, blickte Herr Franz Schneeberger ein paar Augenblicke sinnend auf die Flasche. Dann schüttelte er den Kopf, räusperte sich, stellte die Flasche hin und beugte sich weit vor über den Tisch zu Georg und Sephi.

Er setzte an, zu reden, räusperte sich noch einmal und langte endlich mit den braunen knöchigen Fingern nach den Händen der beiden.

Und jetzt sprach er — seltsam rauh und heiser — in kurz abgerissenen Sätzen. Seine Augen sahen dabei starr auf das Tisch Tuch nieder, aber seine Finger griffen zitternd und doch fest um die jungen Hände.

„Kinder — der Mutter geht's nah — na ja — es is' amal so. Aber wir — net wahr? — wir dürfen's ihr net noch schwerer machen . . . Also Georg — Sephi — nehmt's euch a bissel z'famm' — i' mein' — laßt's euch nig merken! Macht's frohe G'sichter — wem s' sieht, daß ihr nicht gar so Trübsal blasen tut's, dann fällt's ihr auch nur halb so schwer. Also gelt? Net wahr? — Na ja — also das gilt . . .“

Er richtete sich wieder auf. Und als sein Blick nun über die beiden ersten, jungen Gesichter ging, aus denen ein tapferes Zusagen wortlos sprach, sagte er noch: „Na also — 's wird schon geh'n — und i' geh' nur und schau, daß die Mutter 's Wasser richtig kocht — g'rad' wie ma's braucht für den Punsch . . .“

Er ging.

In der Küche aber, wo er Frau Marie Bang mit tränen-nassen Wangen vor dem Herd fand, da sprach er nicht von dem Wasser, das im Emailtopf über der blauzüngelnden Spiritusflamme das Sieden lernen sollte. Aber den Arm legte er der Mutter Georgs auf die Schulter, und als sie da mit jähem Schluchzen zu weinen begann, da strich er ihr, als ob das selbstverständlich wäre, über die blassen Scheitel und redete ihr zu wie einem Kinde:

„Aber Frau Bang — gengen S', Frau Bang . . . Wie ma sich nur so nachgeben kann . . . Sie . . . a so a g'sichte Frau . . . No ja — no ja — lassen S' nur gut sein . . . aber geh'n S' — aber schau'n S' . . .“

Und als sie ruhiger wurde unter dem zitternden Streicheln seiner harten Hand, da sprach er weiter:

„Jetzt — Frau Bang — warum i' heraus'kommen bin: schau' S' — dem Buben fallt's soviel schwer — ma sieh't's ja. Mir sein die Alten — die G'scheiten — i' mein, wir müßten alles tun, dah's ihm net schwerer wird, als wie's g'rad nötig is' . . . No ja — also Frau Bang — nehmen S' Jhna halt a bisserl z'samm' — is' ja für Ihren Buben! Spiel'n S' ruhig a bisserl Komödi — lachen S' amal — wann Jhna auch's Herz net g'rad' drum is' — gelt, Sie versteh'n, was i' mein? — Na also . . .!“

Er nickte und sah in das blaue Flämmchen, das züngelnd an der Wand des Emailtopfes emporleckte. Und wie sich nun Frau Bang die Tränen trocknete, ließ er den Arm sachte von ihrer Schulter sinken.

Ein leises, singendes Summen strebte von dem kochenden Wasser auf und belebte den dümmern dunklen Raum der Küche, von dessen Wänden die blankgeschuerten Zinn- und Kupferformen warme Nester sandten.

„Ja — wir haben jeder unser Teil zu tragen . . .“ sagte er langsam. Dann sah er auf, ihr in die Augen. „Also Frau Bang . . .?“

Sie lächelte bei all' dem Schmerz, der noch auf ihren Zügen stand. „Ja — ich will mich zusammennehmen . . .“ „Ma seh'n S' — i' hab's ja g'wußt . . .!“ Und er ging in die Stube zurück und verkündete mit verheißungsvollem Gesicht, was für ein guter Punsch das werden würde mit dem famosen Tee, den die Frau Bang gleich bringen wollte.

Die Freude darüber, wie er die Kinder und die Mutter gegeneinander ausgespielt und ihnen allen so die wehe Herbe dieser Stunde gemildert hatte, gab auch ihm neue Leichtigkeit. Beinahe verschmigt sah er aus, als er das erste rauchende Glas zur Kostprobe an die schlürpfenden Lippen führte und als er es dann, mit der Zunge schmalzend, wieder senkte.

Dann aber wurden die Gläser gehoben und klangen aneinander auf Georgs Zukunft, auf eine gute Fahrt und frohe Wiedertehr, auf Frau Marie Bang und — trotz der haltigen und kurzen Abwehr — auch auf Herrn Franz Schneeberger. Der war gesprächig, wie seit langem nicht, — förmlich als entdeckte er mit Staunen ein neues ungeahntes Talent an sich selbst, so ungläubig hörte er, wie seine Stimme immer wieder zu diesem kleinen Kreis am Tische sprach. Von seiner eigenen Lehrlingszeit erzählte er, und von den Wanderungen als Gehilfe, von aller Größe des Berufs, dem Georg nun entgegengehen sollte, und von dem Leben draußen, jenseit der schwarzen gelben Pfähle.

Und alle horchten zu und wußten doch: der Mann sprach nur, um ihnen die Stunde leicht zu machen, trat aus sich selbst heraus wie kaum jemals vorher, um sie über das Herbe wegzuführen. Nur wenn die Schwermut, die er bannen wollte, und die doch immer wie ein Hauch über der kleinen Kunde lag, sich dichter ballte, und wenn er fühlte, daß er sie allein nicht zwingen konnte, dann traf sein Blick erinnernd, Hilfe suchend, Frau Bang oder Georg und Sephi, und siegreich hielten die ihr tapferes Versprechen und sprangen ihm mit ihren Kräften bei.

Um zehn Uhr etwa ging Herr Franz Schneeberger; er wollte Georg morgen früh mit auf die Bahn geleiten. —

Der Morgen der Abreise kam — kam nach einer Nacht, in der der Schlaf die Menschen da oben in der kleinen Wohnung des stillen Hauses nur gestreift hatte, in der er nur ein paarmal zu kurzem Schlummer die Hand auf ihre Häupter gelegt hatte, wenn sie schon allzu wirt und müde waren vom ruhelosen Sinnen. Lange nach Mitternacht war Georg erst eingeschlafen. Als er nach einer Stunde wohl erwachte, sah er ins Angesicht seiner Mutter, die auf dem Rand des Bettes saß und durch das Dämmerdunkel auf ihn niederblickte.

Es hatte sie aufgetrieben — sie hatte ihren Buben, der diese letzte Nacht mit ihr zusammen unter einem Dache schlief, sehen müssen.

Bang' ehe es nötig war, war sie auch des Morgens schon in ihren Kleidern. Und als Herr Franz Schneeberger um sieben Uhr erschien, um alle zu der Fahrt zum Bahnhof abzuholen, da standen sie schon fertig angezogen, der Koffer war geschlossen, und selbst die Schinkensemmeln für die Reise waren schon wohlverpackt in Georgs Überrock.

Wieder wollte Herr Franz Schneeberger es mit dem Humor versuchen, aber heute langte die Kraft nicht aus. Die roten Augen der Frau Bang und Georgs bleiche Wangen sagten ihm, daß die Trennung ihr wehmütiges Recht sich nicht mehr schmälern ließe. Auch Sephi bot ihm nun keinen Beistand mehr, ihr durchsichtiges, zartes Gesichtchen, in dem die Augen in so feuchtem Schimmer lagen, sprach klar davon, daß auch sie nicht an Widerstand gegen ihr Fühlen dachte.

Zu viert saßen sie in dem geschlossenen Wagen, auf dessen Bock neben dem Kutscher der große braune Koffer lag.

Und so ging's durch die morgendlichen Straßen.

Frau Bang saß neben Herrn Schneeberger, die beiden anderen saßen gegenüber auf dem schmalen Rücksig. Eng aneinander schmiegt sich ihre Arme, und doch sahen sie einander nicht an. Eine stille, reine Scheu war in ihnen, daß ihre Blicke sich nicht treffen wollten bei all' der Zärtlichkeit.

Und draußen vor den Fenstern des Wagens zog zum letzten Male vor seiner Reise das Bild von Wien vor Georgs Augen hin.

Wien früh am Morgen, so wie er es in all' den Jahren gesehen hatte, wenn er zur Schule ging. Und doch jetzt — heute schien's ihm anders. Mit tauenden Armen schienen all' diese Bilder, die vorüberzogen, nach ihm zu greifen, ihm zuzuwinken und ihn zu grüßen.

Ging er denn wirklich fort — sollte er denn wahrhaftig alles das — durch Jahre hin vielleicht — nicht wiedersehen? Die Gassen und Plätze, die Häuser und die Dinge alle, an denen doch sein ganzes bisheriges Leben hing?

Und da, im rollenden Wagen, der holpernd über das Granitpflaster der Vorstadtstraße ratterte, ergriff Georg zum erstenmal der Schmerz des Menschen, der entwurzelt wird aus seiner Heimat Erde.

Er hätte aufschreien mögen, so weh war ihm ums Herz. Er hätte bitten mögen: Nur einen Tag noch laßt mich hier! Daß ich noch einmal durch die Gassen gehen kann! — und sah doch nur mit stillem, blicklosem Auge hinaus und hielt die Lippen doch fest und wortlos aufeinander.

Nur den Arm Sephis spürte er an dem seinen und die Hand der Mutter, die herübergegriffen hatte und nun seine Finger fest in den ihren hielt.

Zeitweilig sprach Herr Franz Schneeberger wenige Worte, auf die er keine Antwort heischte:

„Und in Bodenbach is' Jollredition, da machst' dein' Koffer auf, zum Besteuern halt' ja nix — aber nach'er, wenn noch Zeit is', dann schreibst' gleich a Karten an d' Mutter.“

Georg nickte. Wie wenn die Worte aus weiter, weiter Ferne zu ihm kämen, war ihm zumute; wie die Häuser da draußen, die Bäume und die fremden Menschen, die ihm auf einmal heute alle so nahe standen, zogen sie an ihm vorüber. Wesenlos beinahe und doch von einer schmerzlichen Wesenheit.

„Auf dem Bahnhof in Leipzig wird dich also jemand aus dem G'schäft von Herrn Gutkind erwarten — — mußt halt achtgeben, daß d'n net verfehlt.“

Wieder Stille in dem kleinen Raum — nur das Rattern der Räder und von draußen der tausendfältige Lärm der Straße. Und dann in ihn hinein, ganz leise das Schluchzen der Frau Bang.

Georgs Finger hielten die zuckende Hand der Mutter. Er sah auf ihren Schoß nieder, nicht in ihre Augen. Er wußte, daß auch ihn dann seine Tränen übermannen würden, sobald er nur die ihren sah.

Und nur Herr Franz Schneeberger sprach — sprach unbeholfen und doch aus vollem Herzen dieselben Worte, die er ihr als Zuspruch und als Trost immer wieder sagte, wenn ein Schmerz sie ergriffen hielt und nicht lassen wollte:

„Aber Frau Bang — gengen S' — jezt was wär das — a so a g'scheite Frau, wie Sie — —“

Doch Frau Marie Bang, die g'scheite Frau, schüttelte nur den Kopf, ihr war zumute, als sollte ihr ein Stück von ihrem Sein genommen werden in dieser Stunde, so weh, so blutig wund.

Dann hielt der Wagen.

Ein Träger kam herbei, öffnete den Schlag, grüßte und hob den Koffer vom Bock.

Herr Franz Schneeberger zahlte, zusammen schritten sie in die Halle, in der durch all das Drängen und Lärmen der Menschen soeben der Klang einer Glocke und die laute leiernde Stimme eines Kondukteurs ertönte, der zum Einsteigen rief.

Drängend und geschoben zugleich kamen sie auf den Perron.

„Wohin? — Nach Leipzig? — Durchgangswagen? —

Jawohl, ganz vorn, bitt', ganz vor müassen S' geh'n.“

Und wieder strebten die vier Menschen weiter.

Da stand der Wagen. Herr Schneeberger stieg zuerst ein und belegte den Platz für Georg.

Draußen hielt Frau Bang indessen ihren Buben noch einmal umschlungen. Georg war sehr blaß, er fühlte, daß er seinen Schmerz jezt niederringen mußte um jeden Preis.

„Mutter — von Bodenbach aus schreib' ich . . .“

„Und Georg — vergiß uns nicht . . .“

Er sah sie an mit vollem Auge. „Nie, Mutter . . . nie!“

Jezt kam Herr Schneeberger wieder aus dem Coupé:

„Einsteigen, Georg — Zeit is' . . .!“

Und da tönte auch schon wieder die Glocke und das Rufen des Kondukteurs.

Einmal noch umarmte Georg seine Mutter. Sie küßte ihn. „Mein Bub, Gott segne dich . . .“ Zitternd schlug ihre Rechte ihm das Kreuz über Stirn, Mund und Brust.

Neben Frau Bang stand Sephi.

„Georg — leb wohl — —“ Und beide küßten sich und hielten sich für einen Augenblick umschlungen.

Dann noch ein kurzer Abschied von Herrn Schneeberger — die Stimme war ihm rauh — es war mehr ein

halb unsicheres und halb gerührtes Brummen, was er da von sich gab.

Jezt stand Georg im Wagen drin am Fenster.

Er sah heraus, sechs Augen hingen unverwandt an ihm. Er versuchte zu lächeln, so weh ihm war.

Fauchend blies die Maschine vorn den weißen Dampf zur Seite von sich.

Unten am Ende des Zuges wurden noch ein paar Türen zuge schlagen. Wieder ein Glockenschlag, ein Ruf: „Fertig!“ Jezt der Pfiff einer Signalfefe, kurz und scharf.

Georg sah nur die Augen, die da auf ihn blickten.

Ein Zittern und Stöhnen ging durch den Zug, und nun kam Leben in ihn, und er rollte dahin, langsam, dann schneller, schneller — —

Still, unbewegt stand der Bub am Fenster; er sah die Tücher der Seinen wehen und versuchte noch immer zu lächeln und fühlte doch, wie ihm zwei Tränen die Wangen herunter liefen und wie der Schmerz sich ihm um den Mund und um die Kehle legte.

Jezt sah er nur noch ganz entfernt ein weißes Flattern, jezt legte sich die Rauchwolke auch vor den letzten Schimmer. Und der Zug lief schneller über das weithin hundertfach sich kreuzende Gewirr der Schienenstränge dahin.

Lange stand Georg so und ließ sich die Zugluft über die Wangen streichen. Als er sich auf den Platz in die Ecke setzte, hatte der Wind ihm die beiden Tränen weggetrocknet.

Er biß die Zähne aufeinander: Mut haben!

Was da draußen lag, das war das Leben — — da draußen konnte er sich erringen, was seinem Herzen als das Glück erschien!

Alle Männlichkeit ward wach in seinem Innern. Ich will mein Bestes geben! dachte er, und dann sah er, während draußen die breite Landschaft der Donauauen vorüberstrich, die Augen vor sich, die ihm gefolgt waren bis zuletzt. —

So trat Georg Bang die Fahrt ins Leben draußen an.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Schurz.

Deutscher Freiheitskämpfer und amerikanischer Staatsmann.

Persönliche Erinnerungen von Karl Blind.

Seit den Sturmjahren unserer Revolution, auf der im Grunde alles beruht, was Deutschland heute an Volksrechten besitzt, war Karl Schurz einer der wenigen noch Überlebenden gewesen, die sich in der Zeitgeschichte zu hervorragender Bedeutung emporgerungen haben. In Amerika glänzte sein Name seit langer Zeit als der eines Mannes von tadelloser Reinheit der Gesinnung, hochgeachtet unter Landsleuten deutscher Abstammung wie unter den besten der Eingeborenen. Dies Zeugnis habe ich in den wärmsten Ausdrücken oft von Bürgern der großen Republik, so auch von Professor Andrew White, dem früheren Gesandten in Berlin, aussprechen hören, für deren Sache Schurz eintritt, gleich Friedrich Hecker, Gustav Struve, General Sigel und so vielen anderen befreundeten Mitkämpfern von 1848—49, sein Leben eingesetzt hatte.

Gern entspreche ich der Aufforderung der „Gartenlaube“ zur Mitteilung persönlicher Erinnerungen. Mein erstes Zusammentreffen mit Schurz erfolgte in der Verbannung, in Brüssel. Dorthin war ich, nach meiner Entlassung aus der völkerrechtswidrigen Haft in Paris, unter angenommenem Namen von England aus geeilt, um mit meiner Frau zusammenzukommen. Ohne solche Vorichtsmaßregel war das Erscheinen in Belgien nicht ratsam. Die Behörden des Landes bildeten damals tatsächlich eine bonapartistische Unterpräfektur.

Schurz, der sich bereits mit dem Gedanken an die Befreiung Kinkels*) trug, wies eine gute Einführung vor und bat mich um einen ähnlichen Brief an einen deutschen Freund in Paris. Bereitwillig kam ich ihm nach durch eine Zuschrift an Dr. Hermann Ewerbeck, mit dem ich in dem Pariser Kerker „La Force“ vertraut geworden war. Ähnliche Lebensschicksale führten ja in jenen Tagen die Gesinnungsgenossen stets rasch zusammen. Es war Schurz, nach der blutigen Niederwerfung der südwest deutschen Erhebung durch den Prinzen von Preußen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., gelungen, aus den Kastatter Kasematten durch einen unterirdischen Abzugskanal zu entkommen und dadurch einem Todesurteil zu entgehen. Ich hatte vorher dort in einer Kasematte nahezu acht Monate unter furchtbaren Martern zubringen müssen, bis die Befreiung durch das Volk geschah.

Am Schurz fand ich einen hochgewachsenen, schlanken jungen Mann von 21 Jahren, von rötlichem Haar- und Bartwuchs, helläugig, mit etwas stehendem Blick hinter den Brillengläsern, und von scharfgeschnittenen Zügen. Sonderbar genug machte er den Eindruck einer nervösen Erregtheit, über die man sonst hätte betroffen sein mögen. Niemand konnte ihm ansehen, daß er eine so kühne Tat vollziehen würde, wie er es in Spandau tat, wo er dem, gleich einem gemeinen

*) Ausführlich geschildert in dem Artikel „Kinkels Befreiung“ von Moritz Wiggers im Jahrgang 1863 der „Gartenlaube“.

Verbrecher zum Wollespinnen angehaltenen Dichter und Freunde mutig zur Freiheit verhalf. Die Einzelheiten darüber hat er erst vor einem Monat in seinen, in „Mc. Clure's Magazine“ veröffentlichten „Lebenserinnerungen“ mitgeteilt, die in Buchform erscheinen sollen. Der gefährliche Plan, den er gefaßt, war wohl die Ursache seines damals etwas bestreudend wirkenden, unruhigen Wesens.

In London sah ich ihn wieder, als er, im Anfang der sechziger Jahre, von dem Präsidenten Lincoln zum Gesandten in Madrid ernannt worden war. Die Abschaffung der Sklaverei war damals noch nicht durch die Unionsbehörden ausgesprochen. In England hatten die Unionsfreunde einen schweren Kampf zu führen. Palmerston, Russell und Gladstone trieben auf gewaffnete Einmischung zugunsten der südstaatlichen Empörung hin. Um ihnen entgegenzuwirken und die immer schlechter sich gestaltende öffentliche Meinung, zu deren Verbeugung leider auch Carlyle beitrug, wenigstens zu teilen, wäre ein alsbaldiger Beschluß für Aufhebung der Sklaverei von Nutzen gewesen. Ich setzte Schurz dies auf Grund der Gesinnung von John Stuart Mill und der mir besonders befreundeten Parlamentsmitglieder P. A. Taylor und James Stansfeld, des langjährigen Freundes Mazzinis und späteren Kabinettsministers, eingehend auseinander. Selbstverständlich war Schurz grundsätzlich einverstanden. Aus Rücksicht auf die zeitweilige Parteilage in Amerika hielt er Lincolns Zögerung für erklärlich, versprach indessen, in dem genannten Sinne nach Washington hin zu berichten. Glücklicherweise machte ein Sieg der Nordstaaten den englischen Ministern einen Strich durch die Rechnung.

Als Schurz, der nicht lange auf dem Madrider Posten blieb, zurückkam, erzählte er im Freundeskreise, wie ihm bei seinem ersten diplomatischen Antritt am Hofe der Königin Isabella ein Mißgeschick widerfuhr. Der Empfang bei ihr war genau angesagt. Auf der Hinfahrt bemerkte er aber plötzlich, daß er sein Beglaubigungsschreiben mitzunehmen vergessen hatte. Kein Augenblick war zu versäumen; eine Rückkehr unmöglich. Rasch entschlossen, machte er an einem Geschäftsladen Halt, kaufte sich dort eine beliebige Rolle Papier und trat mit dieser Urkunde bei der Herrscherin vor! Später wurde dann alles in Ordnung gestellt.

Gegen Ende der siebziger bis Anfang der achtziger Jahre bekleidete Schurz das Amt als Minister des Innern. Er hat sich damals große Verdienste erworben, indem er den auf sogenannte „Reservations“, d. h. begrenzte Gebiete, beschränkten indianischen Ureinwohnern, die von gewissenlosen Spekulanten schlimm ausgebeutet wurden, bessere Gerechtigkeit zuteil werden ließ. Er bemühte sich auch für die Rettung dessen, was noch an Urwald vorhanden war, und für Wiederaufforstung. Er war darin ganz Deutscher geblieben, traf jedoch bei den Amerikanern auf wenig Verständnis.

Bei einem seiner hiesigen Besuche habe ich Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß er, am Niederrhein geboren, auch für heimische Mundart und für die ihr verwandte flämische Zunge in Belgien Anteil empfand. Es war im Hause des gemeinschaftlichen Freundes Dr. Friedrich Althaus, seines Studiengenossen in Bonn, dessen Gemahlin eine Medlenburgerin war. Als wir auf die niederdeutschen Mundarten zu sprechen kamen, die ich bereits auf der Hochschule zu Heidelberg in den alten Dichtungen studiert hatte und zur Probe des Flämischen ein Lied neuerer Zeit nannte, das mit den Worten anhebt:

„Belaan, Germaan en Belg, tojam den Streit
Voor Freiheit, Recht en Vaderland to streiten —“

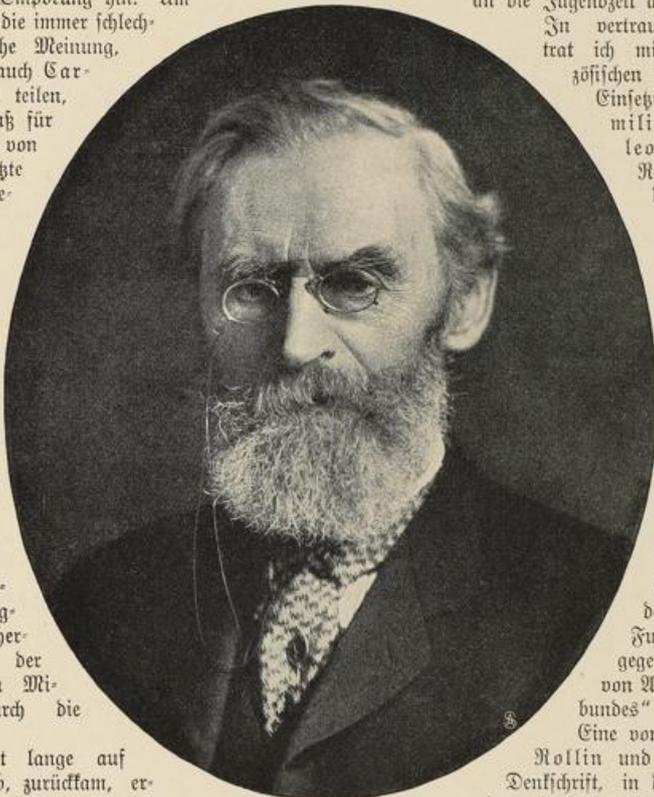
da wachten in Schurz augenscheinlich lebhaftere Erinnerungen an die Jugendzeit auf.

In vertraulichsten politischen Verkehre trat ich mit ihm zur Zeit des französischen Feldzuges in Mexiko. Die Einsetzung des Erzherzogs Maximilian war zwischen Napoleon III. und der englischen Regierung eingefädelt worden.

Und zwar so, daß, kraft einer später bekannt gewordenen, mir vorliegenden Zuchtschrift Lord John Russells an den englischen Bevollmächtigten in Mexiko, Maximilian als künftiger Herrscher insgeheim schon zwei Jahre vorher anerkannt wurde, ehe er nur in Vera Cruz gelandet war! Ein wahrhaft ungeheuerliches Verfahren. Die geplante Zerreißung der mexikanischen Republik und Gründung eines „Lateinischen Kaiserreichs“ sollte den Fremdmächten einen festen Fußpunkt für weiteres Vorgehen gegen die Vereinigten Staaten von Amerika zukunften eines „Südbundes“ der Sklavenhalter bieten. Eine von mir angeregte, von Ledru-Rollin und Mazzini mitunterzeichnete

Denkschrift, in der auseinandergesetzt wurde, wie, mit stiller Hilfe der Vereinigten Staaten, in Paris eine Erhebung zum Sturze Napoleons herbeigeführt werden könne, wurde durch Schurz an Lincoln übergeben, der sie günstig aufnahm, sich jedoch die Entscheidung für den äußersten Notfall vorbehielt. Zu dieser Notwendigkeit kam es nicht. Bald nachher fiel Lincoln unter Mörderhand. Der Staatsreichs-Kaiser aber eilte auf anderem Wege seinem Verderben zu.

Mit Schurz, der Jahre hindurch an der „Westlichen Post“ in St. Louis, dem bedeutendsten deutschen Blatte der republikanischen Partei im Westen, mitbeteiligt war, bin ich auch durch diese Beziehung ab und zu in Verkehr geblieben. Daß seine Auffassung der neueren Entwicklung in Deutschland von der meinigen abwich, änderte nichts an dem persönlichen Verhältnis. Nicht lange ist es her, daß ich einen warmen Freundesbrief von ihm erhielt; und schmerzlich überrascht war ich, zu hören, daß seine Gesundheit plötzlich durch einen Straßenunfall tief erschüttert sei. Kein Name ist unter den hervortragenden Deutschen in den Vereinigten Staaten glänzender hervorgetreten als der von Karl Schurz, der zu einem der besten amerikanischen Staatsmänner geworden war.



Karl Schurz.

Das Kriegerdenkmal in Iglau. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Es werden bald 40 Jahre, daß die beiden Völker, die jetzt in herzlicher Freundschaft einander zugetan sind, daß Deutschland und Oesterreich sich, bis an die Zähne bewaffnet, gegenüberstanden. Der Kampf tobte heiß auf den Schlachtfeldern Böhmens, und manch einlames Grab erzählt der jungen Generation, die von dem Bruderkampf nichts mehr weiß, von altem Haber. Aber das Oesterreicher Land sorgt dafür, die Erinnerungen mild und verfühlich zu machen, es schmückt die Hügel der preussischen Gefallenen, als wären es der eigenen Söhne Ruhestätten, es deckt mit Blumen die alten Wunden zu! Auch unser Bild erzählt von einer solchen Tat hochherziger Pietät. In dem Städtchen Iglau, das nach der Schlacht von Königgrätz durch preussische Truppen besetzt war, wurden damals wegen Überfüllung des Friedhofs 82 in der Schlacht gefallene oder der Cholera erlegene Soldaten außerhalb des Friedhofs auf einer offenliegenden Grundparzelle beigesetzt. Im Jahr 1901 beschloß das Stadverordnetenkollegium von Iglau auf Antrag des Herrn Advokaten Dr. Karl Prusil hin, die Ruhestätte der Tapferen, deren Namen bis auf 14 ermittelt sind, in eine Gartenanlage umzuwandeln und mit einem Denkmal zu schmücken. Dank der tatkräftigen Unterstützung des Herrn Bürgermeisters Vinzenz Janda wurde nach langen Verhandlungen das Grundstück vom Fiskus erworben und am 31. März die Ausführung des Denkmals nach dem von Herrn I. I. Gymnasialprofessor E. Nedwed vorgelegten Entwurf genehmigt. Am 24. Mai dieses Jahres fand nun die Enthüllung des schönen Denkmals statt. Auf einem mächtigen Hügel erhebt sich ein Hünengrab, darauf sich ein lebensgroßer Adler, als Bote der Heimat, niederläßt. Er trägt in



Das Kriegerdenkmal in Iglau.

Schnabel das Eisene Kreuz, durch dessen Ring Lorbeer- und Eidenzweige, als Wahrzeichen des Ruhmes, gezogen sind. Ein Felsblock zeigt die Inschrift: „Auch wir haben den Tod fürs Vaterland“, und die Rückseite des Denkmals trägt eine Widmungstafel mit den Worten: „Dem Andenken der im Jahre 1866 zu Iglau verstorbenen und hier beerdigten 82 preussischen Krieger. Die Stadtgemeinde 1906.“ Der erhebenden Enthüllungsfest nahen die Spitzen der Behörden, alle in Iglau lebenden, verabschiedeten österreichischen Offiziere, der Verein gedienter österreichischer Krieger, Abordnungen aller deutschen Kriegervereine u. a. bei. Der Deutsche Kaiser zeichnete die Herren Prusil, Professor Nedwed und Bürgermeister Janda durch Verleihung des Kronenordens aus.

Aber die Pashöhe. (Zu dem Bild auf Seite 485.) Zu den malerischsten Lebensbildern der Alpen gehört stets noch die Bergpost, die schon das Darstellungsvermögen so manchen Künstlers herausgefordert hat. Auch den Maler M. Vaur junior hat sie zu einem wirkungsvollen Gemälde angeregt. Längst sind Dorf und Wald

unter den Reizenden geblieben, im Schneesturm windet sich die Post durch die öden Felsenjochtäler, die Ketten der endlosen Pashöhe empor, deren Lauf nur noch an den Wegsteinen zu erkennen ist. Langsam nur knarrt der Wagen den verschneiten Weg dahin. Da endlich taucht das gastliche Hospiz auf. Kurze Rast, ein warmer Trunk und vorwärts durch den Sturm der Berge schwankt wieder die Post, eine kleine Strecke hinter dem Hospiz aber ist die Pashöhe erreicht, die letzte Steigung überwunden. Hui, wie lauft das Wetter! In den Postillon und in die Pferde fährt das Leben, ein Peitschenthall, elastisch greifen die Tiere aus und mit verhängten Zügeln geht die Fahrt die Strahenwindungen hinab, die zu Tal führen. Durch stiegende Wolken von Schnee donnert die Post, die Kofse erkennen den schneeverwehten Weg, tiefer legen sie sich in die Seite, wenn es in lautem Galopp eine Biegung zu nehmen gilt, und an den schroffen Abgründen vorbei bewältigt das Fuhrwerk in einer halben Stunde die Strecke, die bei der Bergfahrt vielleicht drei Stunden erfordert. Aufatmend erreichen Postillon, Pferde und Reizende das Tal, wo vielleicht friedlicher Sonnenschein liegt, während hinten im Gebirg noch der Schneesturm brüllt. Der Dienst im Gebirg ist für Postillon und Pferde außerordentlich anstrengend. Die meisten Tiere halten ihn nicht länger als sechs Jahre aus. Unter den Postleuten findet man häufig Männer, die winterhart schon über dreißig Jahre Sommer und Winter über die Pässe fahren, aber die meisten haben nachher durch offenes Schädel oder Gicht ein beschwerliches Alter, an dem die bescheidene Pension noch das Erbsüßliche ist.

Millet's „Mann mit der Hacke“. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Aus der furchtbaren Katastrophe von San Francisco ist ein Kunstwerk von unerfesslichem Wert gerettet worden, eins der besten Bilder des berühmten Millet, „Der Mann mit der Hacke“. Jean François Millet hat bei Lebzeiten die verdiente Würdigung nicht gefunden, seine Zeit hatte kein Verständnis für ihn und seine Kunst, denn er war einer der Bahnbrecher, die der Kunst neue Wege gewiesen und einen neuen Inhalt in die alte, schöne Form gossen. Als Sohn eines Bauern 1814 in Gruchy bei Cherbourg geboren, wurde Millet Schüler der „Ecole des beaux arts“, war in Paris und in der Normandie tätig und wurde später das Haupt der Schule von Barbizon, die hohes Ansehen genoss. Obgleich sich seine früheren Verhältnisse dort etwas besserten, hat Millet doch kein Lebtag mit peluvidären Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; die wunder-vollen Kunstwerke, die er schuf — wir nennen von seinen berühmtesten Bildern nur den „Kornschwinger“, „Arenlekrümmen“, „Siemann“, „Angelus“ und das hier wiedergegebene „Der Mann mit der Hacke“ — haben ihm nicht einmal so viel eingebracht, daß er frei von allen Sorgen sich seiner Kunst hätte widmen können. Erst nach seinem



Der Mann mit der Hacke. Gemälde von J. F. Millet.

seinem berühmtesten Bildern nur den „Kornschwinger“, „Arenlekrümmen“, „Siemann“, „Angelus“ und das hier wiedergegebene „Der Mann mit der Hacke“ — haben ihm nicht einmal so viel eingebracht, daß er frei von allen Sorgen sich seiner Kunst hätte widmen können. Erst nach seinem

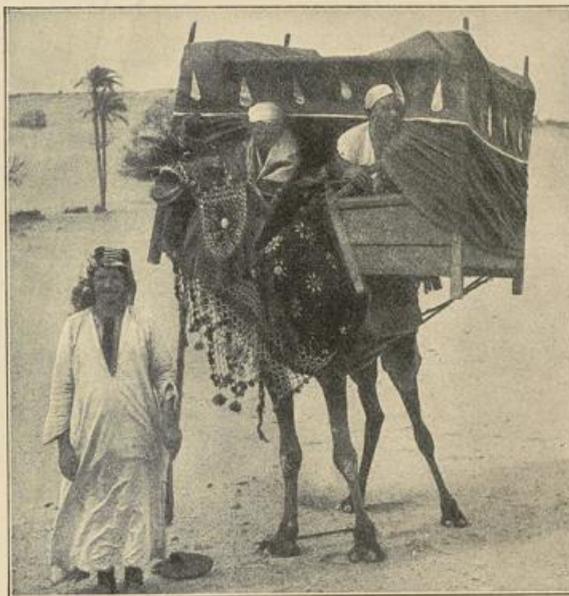


Das deutsche Konsulat in San Francisco nach der Zerstörung.

Tode wurden diese Bilder zu riesigen Preisen verkauft; eine Versteigerung von Millet's Nachlaß brachte über 250 000 Franken, und der „Angelus“ erzielte den höchsten Preis, der je für ein Bild gezahlt worden ist. Millet malte mit Vorliebe Bauern und das ländliche Leben überhaupt, aber er malte es in einer seelischen Vertiefung, in einer Größe der Auffassung, die bis dahin unerreicht waren.

Aus San Francisco. (Zu der obensehenden Abbildung.) Aus der einst so schönen, von Erdbeben und Feuer gleichzeitig heimgesuchten Stadt San Francisco bringen wir heute ein Bild, das uns Deutsche besonders schmerzlich berührt. Es zeigt die Überreste des deutschen Konsulats. Das Gebäude, in dem der Vertreter des Deutschen Reichs wohnte, in dem so mancher in Not geratene Deutsche Rat und tatkräftige Unterstützung gefunden, ist der furchtbaren Katastrophe zum Opfer gefallen, die kaum eins der hervorragenden Bauwerke San Francisco's verhehrt hat.

Ein Wüstenheim. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Vor längerer Zeit baute ein französischer Ingenieur in Algerien einem vornehmen Wüstenaraber ein Haus. Wochen vergingen, und er fragte den Besitzer, ob er mit dem neuen Heim zufrieden wäre. „Sehr“, erwiderte der Araber, „nachts treibe ich meine Schafe hinein, und seitdem wird mir keins gestohlen.“ Verlezt fragte der Franzose, warum denn der Herr nicht selbst darin wohne. „Sie verleben mich“, entgegnete lächelnd der Wüstenjahn, „als ein Mann von Geblüt kann ich in einem Hause nicht wohnen!“ Und so ist auch heute wie in alten Zeiten das Zelt das einzig würdige Wüstenheim eines echten Beduinen. Freilich so klein und eng ist es nicht wie der Zeltkasten, den das Schiff der Wüste auf unserem Bilde trägt. Solche Gestelle kannte der Beduine von jeher, nur waren sie schöner, eleganter gebaut und mit eigenartigem Schmuck versehen. In diese Haudags legten sich aber Männer niemals hinein; nur „vornehme“ Frauen machten darin ihre Reisen. Die Zeiten ändern sich, besser, bequemer sind auch vielfach die Wüstenjöhne geworden. Sie sahen, daß auch europäische Touristen die Haudag dem Sattel vorzogen, und sie folgten ihrem Beispiel. So ist diese Kajüte auf dem Rücken des Schiffs der Wüste mehr in Gebrauch gekommen; bei der Last auf der Reise kann sie auch als Zelt dienen und gibt in Ägypten ein originelles Wüstenheim ab.



From Stereograph copyright 1898 by Underwood & Underwood, London and New York.

Ein Wüstenheim in Ägypten.



Von der feierlichen Einweihung des Simplontunnels bei Nello.

Die Simplonbahn. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Es ist ein Meilenwert des Friedens und der modernen Kultur, das mit der nun vollendeten Simplonbahn am 1. Juni dem Verkehr übergeben ward. Hundert Jahre sind es her, daß die wunderbare Simplonstrafe, eine der schönsten und großartigsten aller Alpenpässe, durch Napoleon I. erbaut wurde; und fortan wird sie wieder verödet liegen! Der Postillon wird kein Abschiedslied blasen, und nur Naturdäwärmer, die die Schönheit des Weges austofsen, und arme Handwerksburichen, die selbst das geringe Bahnzeld sparen müssen, werden noch zu Fuß über den Paß wandern. Das Simplonprojekt ist älter als das des Gotthards und des Mont Genis. Aber während seit langen Jahren der gewaltige Gotthard durchbohrt ist, brauchte der Plan der Simplonbahn Jahrzehnte, um zu reifen. Im Jahre 1898 wurde der von der Baugesellschaft für den Simplontunnel, der auch der leider schon 1899 gestorbene geniale Hamburger Ingenieur H. Brandt angehörte, eingereichte Plan von Italien und der Schweiz genehmigt, nachdem das Unternehmen selbst, mit einer Subvention von 20 Millionen Frank, von den beiderseitigen Regierungen schon am 25. November 1895 genehmigt war. Die Arbeiten von Norden und Süden her begannen gleichzeitig, am 13. August 1898, und am 24. Februar 1906 erfolgte, nach unglücklichen Nöthen, dann der Durchbruch des Hauptstollens. Der Simplontunnel ist mit seiner Länge von 19 770 Metern der größte Baisstunnel der Welt, er beginnt viel tiefer als der Gotthardtunnel und liegt insofern günstig, als der nördliche Eingang bei Brig nur 685 und der südliche Eingang bei Nello nur 634 Meter über dem Meere liegen, der Höhenunterschied zwischen Ein- und Ausfahrt also nur 51 Meter beträgt. Der Bau selbst ging unter unendlichen Schwierigkeiten vor sich. In normalem Gestein kam man mit Bohrmaschinen und Dynamit Sprengung vier bis neun Meter täglich vorwärts, doch verestelten Wasser und Gestein oft alle Anstrengungen und Erfolge; auch die Ventilationsfrage bot oft fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Das gigantische Werk, auf das unsere Zeit stolzt, kein darf, ist vorwiegend ein Ergebnis deutscher Unternehmungskraft und deutschen

Wissens, denn sowohl der schon erwähnte Ingenieur Brandt wie der bekannte Stollen- und Eisenbahnbauer Karl Brandau waren Deutsche von Geburt.

Schafweide in Neuseeland. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Eine wunderhöne Landschaft prangt vor uns. Grüne Matten legen sich um die malerischen Berge, und zu diesen saftigen Weiden zieht bergauf die stattliche Schafherde. Heute blüht in Neuseeland die Viehzucht, und namentlich auf das Halten der Schafe legt der Farmer großes Gewicht. Nicht nur Wolle sendet er von hier in alle Welt,

Neuseeland darf sich rühmen, zuerst den Versuch gemacht zu haben, gefrorenes Hammelfleisch von der südlichen Halbkugel nach England zu verfrachten. Und doch ist hier die Viehzucht verhältnismäßig sehr jung. Als Neuseeland entdeckt wurde, fanden die Europäer auf der Doppelinself eine seltsame Fauna, eigenartige Vögel, wie die Moas, Kiwis und Eulenpapageien, aber die Säugetiere waren nur durch ein paar Fledermäuse und eine Ratte vertreten; allein schon ein flüchtiger Blick auf die großen, menschenleeren Gebiete des höheren Inlands zeigte, daß hier Weiden für die stattlichsten Herden vorhanden waren. Schon der Weltumsegler Cook setzte hier Schafe aus, aber die Einführung mißlang vollständig, denn die Eingeborenen, die Maori, hatten nicht das geringste Verständnis dafür. Erst im Jahr 1815 brachten die Missionare von neuem Schafe nach Neuseeland, und nun begann sich die Zucht zu entwickeln, nahm aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen größeren Aufschwung. Begünstigt wurde sie dadurch, daß in dem Land jedes Raubtier fehlte. Dieses Idyll, in dem der Schäfer seine Herde in der weiten Wildnis vor dem reißenden Wolf nicht zu behüten brauchte, sollte jedoch nicht lange währen. Es erwuchs auch hier den Schafen ein Feind, und wie dies zustande kam, ist eine höchst interessante zoologische Tatsache, die mit der Geschichte der Schafzucht auf Neuseeland verknüpft ist.

Von altersher lebt hier eine Art Nestorpapageien, die bis etwa 50 Zentimeter Länge erreicht. Es sind dies unstreitig sehr schöne Vögel, ihr Gefieder ist mattgrün, doch prangt die Zinnenfläche der Flügel, sowie die Enden der Bürzelsedern im glühendsten Feuerrot. Dr. F. Kroecker, der die neuseeländischen Alpen bereist hat, berichtet: Der Vogel bewohnt die Bergwildnisse; sein lautes Geschrei: Kea! Kea!, das er mit bewundernswürdiger Ausdauer vernehmen läßt, bildet, abgesehen vom Donner der Lawinen, nicht selten den einzigen Laut, der die majestätische Stille dieser Bergöden unterbricht. Nach seinem Ruf hat er den Namen „Kea“ erhalten. Urvprünglich war er ein harmloser Vogel, der sich von Früchten, Blütenhonig und Gewürm nährte. Er pflegte auch das feuchte Moos nach Würmern durchzuwühlen. Als man die Schafe eingeführt hatte, durchforstete er in ähnlicher Weise auch das Vieh ge-

fallener Tiere. Er hauchte hinein und fand Geschmack am Fleisch. Mit der Zeit wurde er anspruchsvoller, er überfiel auch lebende Schafe. Zuletzt ist er sogar ein Feindmeyer geworden. Muskelreich und Gedärm verzehrt er nur, wenn es ihm schlecht geht, seine Lieblingsbeize dagegen sind Schafwägen, vorzugsweise das ledere Zeug, das die Wägen umlagert. Ohne Umstände setzt sich der Kea auf den Rücken eines schönen, fetten Hammels, hammerschlagartig mit seinen scharfen Krallen in der Wolle fest und vergräbt seinen Schnabel in den Weichen des armen Wesens. Das wehrlose Schaf beginnt laut zu schreien, dadurch aber lockt es nur andere Keas herbei, die den Raubgejellen unterstügen und dem Tier den Rest geben. Kein Wunder, daß die Farmer von nun an dem Kea zu Leibe gehen, wo sie ihn nur finden. Die Kolonialverwaltung hat sich sogar veranlaßt gesehen, einen Preis von einem Schilling auf jeden Keaschnabel zu setzen. Seine Scharen sind schon heute arg gelichtet, und er wird wohl bald ausgerottet werden. Das ist gewiß das interessanteste Stücklein, das man auf den Schafweiden Neuseelands lernengelernet hat. Das Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe“, gilt auch für die Tierwelt. Friedliche Geschöpfe werden auf diese Art mitunter zu bösen Räubern.



Schafweide in Neuseeland.

R. Wiffhan, phot.

mit allen Mitteln und Kräften anzustreben. Die Leipziger Bürgerchaft hat neuerdings gezeigt, „wie man's machen muß“, und ein schönes Beispiel von der Solidarität der verschiedenen Wohlfahrtsbestrebungen gegeben. Zwölf gemeinnützige Vereine haben eine gemeinschaftliche und trefflich begründete Petition eingereicht, und zwar zu gleicher Zeit an die Staatsregierung, die Ständeversammlung, die königliche Amtshauptmannschaft, den Leipziger Rat und die Stadtverordneten, in der sie darlegten, daß die auf den erlien Blick wohl ungeheuer erscheinende Ausgabe, die für die Errichtung öffentlicher Spielplätze notwendig sei, sich in Zukunft zweifellos bezahlt machen werde durch den günstigen Einfluß, den diese Spielplätze auf die Gesundheit der heranwachsenden Bevölkerung ausüben würden. Das Vorgehen Leipzigs sollte reiche Nachahmung finden! Gilt es doch ein unendlich kostbares Gut: die Gesundheit und fröhliche Entfaltung unserer Jugend!

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner beide in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birch in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.